Deutsches Jugendinstitut

# Erziehung zur Freiheit durch Freiheitsentzug?

## Zentrale Ergebnisse der DJI-Studie „Effekte freiheitsentziehender Maßnahmen in der Jugendhilfe“

Hanna Permien

Wissenschaftliche Texte

Hanna Permien

# Erziehung zur Freiheit durch Freiheitsentzug?

**Zentrale Ergebnisse der DJI-Studie**

**„Effekte freiheitsentziehender Maßnahmen in der Jugendhilfe“**

Das deutsche Jugendinstitut e. V. (DJI) ist ein zentrales sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut auf Bundesebene mit den Abteilungen „Kinder und Kinderbetreuung“ , „Jugend und Jugendhilfe“, „Familie und Familienpolitik“ und „Zentrum für Dauerbeobachtung und Methoden“ sowie dem Forschungsschwerpunkt „Übergänge im Jugendalter“ (Außenstelle Halle), und der Forschungsgruppe „Migration, Integration, und interethnisches „Zusammenleben“. Es führt sowohl eigene Forschungsvorhaben als auch Auftragsforschungsprojekte durch. Die Finanzierung erfolgt überwiegend aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und im Rahmen der Projektförderung aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung. Weitere Zuwendungen erhält das DJI von den Bundesländern und Institutionen der Wissenschaftsförderung.

Die Studie „Effekte freiheitsentziehender Maßnahmen in der Jugendhilfe“ war ein Teil des Projekts „Freiheitsentziehende Maßnahmen im Rahmen von Kinder- und Jugendhilfe, Psychiatrie und Justiz“. Das Projekt wurde von Sabrina Hoops und Hanna Permien unter zeitweiser Mitarbeit von Martina Steger am Deutschen Jugendinstitut von 2003–2007 durchgeführt und aus Mitteln des BMFSFJ und von neun Bundesländern gefördert (s. www.dji.de/freiheitsentzug, sowie Hoops/Permien 2006 und 2008)

© 2010 Deutsches Jugendinstitut
Nockherstraße 2, 81541 München
Telefon +49 (0)89 62306-225
+49 (0)89 62306-162
permien@dji.de

Homepage: www.dji.de/freiheitsentzug

Gestaltung: Hanna Permien
Herstellung: DJI Eigendruck
ISBN 978-3-935701-61-7

# Inhalt


| | | |
|---|---|---|
| **1** | **Freiheitsentzug: unvereinbar mit Erziehung?** | **7** |
| **2** | **Zur Anlage des Projekts „Freiheitsentziehende Maßnahmen im Rahmen von Kinder- und Jugendhilfe, Psychiatrie und Justiz“ und der Teilstudie „Effekte von freiheitsentziehenden Maßnahmen“** | **10** |
| 2.1 | Das multiperspektivische Vorgehen der DJI-Erhebung | 10 |
| 2.2 | Zur Teilstudie „Effekte von freiheitsentziehenden Maßnahmen“ | 11 |
| **3** | **Freiheitsentziehende Maßnahmen – für wen und warum?** | **21** |
| **4** | **Mangelnde Vorbereitung auf die FM und Einweisung als Schock** | **24** |
| 4.1 | Fallskizzen | 24 |
| 4.2 | Am Anfang: Zwang und Konfrontation statt Partizipation und Kooperation | 28 |
| **5** | **Wirkfaktor Heimalltag: Gute Angebote – aber (zu) starre Regeln und (zu) harte Konsequenzen?** | **30** |
| 5.1 | Schule sowie Freizeit- und Lernangebote | 30 |
| 5.2 | Regeln und Konsequenzen: vielfach förderlich, manchmal kontraproduktiv? | 31 |
| 5.3 | Fazit | 35 |
| **6** | **Wirkfaktor pädagogische Beziehung: Strukturell belastet – aber möglich und wichtig!** | **36** |
| 6.1 | Pädagogische Beziehungen in der FM – ihre Bedeutung für die Jugendlichen | 36 |
| 6.2 | Voraussetzungen und Möglichkeiten für pädagogische Beziehungen auf Seiten der Betreuenden | 43 |
| 6.3 | Fazit: | 45 |
| **7** | **Wirkfaktor Heimgruppe: Soziales Lernen unter „Dissozialen“?** | **46** |
| 7.1 | Die Gruppe als Stressfaktor und „emotionales Treibhaus“ | 47 |
| 7.2 | Unterschiedlichkeit und Dynamik der Gruppen und des Gruppenklimas | 48 |
| 7.3 | Positionskämpfe und Positionierungsstrategien der Jugendlichen | 49 |
| 7.4 | „Echte“ Freundschaft oder Dauer-Misstrauen? | 51 |
| 7.5 | Loyalitätskonflikte | 52 |
| 7.6 | Fazit | 53 |

**8 Wirkfaktor: Kooperation zwischen Heim, Jugendamt und weiteren Institutionen 54**

8.1 Jugendamtshandeln und Hilfeplanung – die Sicht der Jugendlichen 55
8.2 Jugendamtshandeln und Hilfeplanung – die Sicht der Betreuenden 59
8.3 Fazit 60

**9 Am Ende von FM: Eine überwiegend positive Bilanz 61**

9.1 „Es war hart, aber es hat mir viel gebracht“ – die Sicht der Jugendlichen 61
9.2 „Die FM war richtig“ – die Sicht der Betreuenden 63
9.3 Fazit 64

**10 Übergänge und Neubeginn als Krise und Chance 65**

**11 Ein Jahr später: Wie geht es den Jugendlichen und wie leben sie? 70**

11.1 Abbrüche der Folgemaßnahmen: Gründe und Konsequenzen 71
11.2 Verbleib in Folgemaßnahmen – was hält die Jugendlichen? 75
11.3 Integration in Schule/Ausbildung/Arbeit 77
11.4 Statt eines Fazits: Fünf Fallbeispiele 80

**12 Zusammenfassende Schlussfolgerungen 89**

**Literatur 94**

# 1 Freiheitsentzug: unvereinbar mit Erziehung?

Die Diskussion um freiheitsentziehende Maßnahmen in der Kinder- und Jugendhilfe flammt seit geraumer Zeit immer wieder auf. Die Kritiker sprechen in Bezug auf jegliche freiheitsentziehende Maßnahme von „Kinderknästen" und von Freiheitsentzug als gesetzwidriger Gewaltanwendung. Als Warnung dienen ihnen die Praktiken in den geschlossenen Heimen der Jahre zwischen 1950 und 1970, an deren Folgen die Betroffenen lebenslang leiden (Wensierski 2006). Diejenigen, die – mit Vorsicht und meist nicht ohne Ambivalenzen – freiheitsentziehende Maßnahmen[1] befürworten oder nicht völlig ablehnen, verweisen zum einen darauf, dass die heutigen geschlossenen Gruppen nicht mit der „geschlossenen Unterbringung" jener Zeiten vergleichbar seien. Weiter führen sie an, dass auch solche Jugendlichen[2] ein Recht auf Erziehung haben, die für die erzieherischen Einflüsse von Familie und Schule sowie von offenen Angeboten der Jugendhilfe „nicht mehr erreichbar" sind oder an diesen Lebensorten nicht mehr tragbar erscheinen, deren Kindeswohl aber durch Selbst- und/oder Fremdgefährdung so bedroht scheint, dass ihnen quasi geholfen werden „muss". Dies gilt auch und gerade dann, wenn ihr Verhältnis zu jeglicher Hilfe von Widerstand und fehlender Einsicht geprägt ist (Wiesner 2002, Hoops/Permien 2006, Kap. 3; Permien 2010).

Denn die Kinder- und Jugendhilfe hat nicht nur die Aufgabe, Kinder, Jugendliche und Familien, die dies wünschen, in sozialen Problemlagen zu unterstützen, sondern muss auch das Kindeswohl schützen (§ 8a SGB VIII). Damit steckt die Jugendhilfe in der Tat in einem Dilemma zwischen Hilfe und Kontrolle, muss den Spagat leisten zwischen „kundenorientierten Dienstleistungsaufgaben" und „wächterorientierten Eingriffsaufgaben" (Schone 2001, S. 65; Schone 2008) – und dies gilt nicht nur, wenn es um die Vernachlässigung und Misshandlung von Kleinkindern geht, sondern auch, wenn 11−14-Jährige sich aus Schule und Familie zurückziehen und auf der Straße bzw. in delinquenten Cliquen „unter die Räder" zu geraten drohen. Es ist auch nicht zu leugnen, dass in der Erziehung Druck und Zwang in verschiedenen Formen recht häufig und gerade bei der Initiierung von Erziehungshilfen ausgeübt wird (Schwabe 2008) – den wichtigen und „Koproduktion" der Leistungsempfänger fördernden Postulaten Freiwilligkeit und Partizipation zum Trotz. So verweist etwa Marie-Luise Conen darauf, dass die Grundannahme der Freiwilligkeit bei der Inanspruchnahme erzieherischer Hilfen oft relativ sei und die Realität nur unzureichend treffe: In Multiproblemfamilien und in Gefährdungskontexten sind Hilfen oftmals

1 Im Folgenden abgekürzt als „FM"

2 Wenn hier von „Jugendlichen" die Rede ist, so bezieht sich dies auf die Altersgruppe der 12−17-Jährigen, und damit auf die Altersgruppe, die in teilgeschlossenen Heimen Aufnahme finden kann. Das Aufnahmealter liegt im Schnitt bei ca. 14 Jahren, wobei die Jungen im Schnitt etwas jünger sind als die Mädchen. Die Aufenthaltsdauer in teilgeschlossenen Gruppen beträgt – je nach Konzeption der Einrichtung – in der Regel 6–12 Monate. Die in der Studie befragten Jugendlichen verbrachten 1−36 Monate in FM.

zunächst unerwünscht. Das Jugendamt wird von den (möglichen) Adressaten oft primär unter Kontrollaspekten wahrgenommen, trotzdem können Hilfen in Zwangskontexten unter bestimmten Bedingungen erfolgreich sein (Conen 1996). Dabei können Therapie und Pädagogik lediglich Anregungen bieten, denn Menschen sind nicht direkt von außen beeinflussbar, sie können sich aber unter bestimmten Bedingungen dafür entscheiden, die eigene Autonomie einzuschränken und den Anforderungen von „signifikanten Anderen" Folge zu leisten (vgl. u.a. Schwabe 2009: 3). Wenn also „Erziehung hinter Mauern" gelingen soll, dann bedeutet dies, dass die äußere Unfreiheit den Rahmen dafür bieten muss, dass die Betreuenden in der FM zu „signifikanten Anderen" für die Jugendlichen werden und sie die Einsicht gewinnen können, dass es für ihre weitere Entwicklung sinnvoll ist, sich deren Anforderungen zu stellen.

Freiheitsentzug ist jedoch eine Form des Zwanges, der die Grundrechte der Person tangiert und – wenn überhaupt – nur unter ganz besonderen Umständen zu rechtfertigen ist. So hat die Debatte um freiheitsentziehende Maßnahmen nach §1631b BGB in der Kinder- und Jugendhilfe nichts von ihrer Heftigkeit verloren, scheint doch der Zwangskontext in solchen Settings den Befürwortern unverzichtbar für eine kleine Gruppe von Jugendlichen in besonders problembelasteten Lebenssituationen, bei denen die offene Pädagogik an ihre Grenzen gestoßen ist – eben weil sie nicht mehr bereit waren, sich freiwillig pädagogischen Anforderungen auszusetzen. Dabei gilt Freiheitsentzug – wenngleich er für die pädagogischen Konzepte der Heime nur einen für begrenzte Zeit notwendig erscheinenden Rahmen darstellt – immer nur als ultima ratio (s. Hoops/Permien 2006, Kap.3). Hier bündelt sich das Dilemma einer Pädagogik, die mit deutlichen Elementen von Zwang nicht nur einer „Selbst- und Fremdgefährdung" entgegenwirken, sondern ebenso die Rechte der AdressatInnen wahren und sie durch Freiheitsentzug zur Freiheit (bzw. zu einer „eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit" (§ 1 SGB VIII) erziehen will (vgl. Winkler 2008).

Zwar stellen rein statistisch gesehen freiheitsentziehende Maßnahmen mit etwa 350 Plätzen deutschlandweit (eigene Zählung, Stand Dez. 2009) im Gesamtspektrum öffentlicher Erziehung (mit etwa 80.000 Mädchen und Jungen in stationären Wohnformen) eine nur marginale Größe dar. Allerdings gibt es derzeit eine Tendenz zur Zunahme von Einrichtungen, die mit unterschiedlichen Formen von Freiheitsentzug arbeiten. Denn es haben sich in den letzten 10 Jahren bemerkenswerte Entwicklungen vollzogen, die nicht nur die exakte Zählung der Plätze erschweren, sondern die alte Polarisierung zwischen „offen" und „geschlossen" faktisch überholt haben. Zwischen diesen beiden Polen hat sich nämlich in der Jugendhilfe, aber auch in der Jugendpsychiatrie ein Kontinuum von Maßnahmen und Settings etabliert, die von „offen" über „offen mit der Möglichkeit zu kurzfristiger Isolierung" („Time-Out", s. Evers/Schwabe 2006, Schwabe 2008) und „zu bestimmten Tageszeiten geschlossen" oder „fakultativ geschlossen" bis hin zu „individuell geschlossen" reichen oder eine „verbindliche Betreuung" sicherstellen, indem offene Einrichtungen in menschenleeren Gegenden angesiedelt werden.

Zudem gibt es eine gewisse Konvergenz der Konzepte von teilgeschlossenen Gruppen einerseits, von (halb-)offenen Intensivangeboten und sonstigen „Alternativen" andererseits. So findet sich in allen Settings, wenn auch in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen, ein intensives Beziehungsangebot, kombiniert mit stark strukturierten Tagesabläufen und auf Verhaltensmodifikation ausgerichteten Konzepten. Weiter gibt es überall Stufenpläne, die u.a. den Einsatz unmittelbarer Konsequenzen auf Fehl- wie auf erwünschtes Verhalten vorsehen, sowie Sozialtrainings für die Jugendlichen, Elemente von Erlebnispädagogik oder auch Berufspraktika außerhalb der Einrichtung. Diese neue Vielfalt eröffnet neue Denk- und Handlungsoptionen.

Allerdings bleibt die oft schwer bestimmbare Grenze zwischen Freiheitsbeschränkung und Freiheitsentzug schon aus rechtlichen Erwägungen nach wie vor von zentraler Bedeutung (Späth 2006; 2009; Stoppel 2006). Klärungsbedürftig sind in jedem Einzelfall die rechtlichen Voraussetzungen. So stellt sich, z.B. mit Blick auf das zeitweise Abschließen der Türen während des Tages oder den Einsatz von Isolierungen im Rahmen kurzfristiger „Time-outs" in grundsätzlich offen geführten Einrichtungen die Frage, ob es sich dabei um eine bloße, pädagogisch zu rechtfertigende Freiheits*beschränkung* oder bereits um einen gerichtlich zu genehmigenden Freiheits*entzug* handelt (vgl. Stoppel 2006).

Doch auch wenn sich zum Ende des Forschungsprojekts „Freiheitsentziehende Maßnahmen" (Hoops/Permien 2006) und der damit verbundenen intensiven fachlichen Auseinandersetzung in ganz unterschiedlichen Fachkreisen die Debatte um das Pro und Contra von längerfristiger „geschlossener Unterbringung" deutlich versachlicht hat, sind nach wie vor zwei gegensätzliche Positionen feststellbar. Je nach gesellschaftlicher Stimmungslage gewinnt mal die eine, mal die andere die Oberhand. Die FM ablehnende Position hält daran fest, dass Erziehung nicht mit Freiheitsentzug kompatibel sei. Sie betrachtet die „schwierigen" Jugendlichen vor allem als Opfer ihrer schwierigen Lebensumstände und fordert vehement eine an den individuellen Ressourcen auch dieser Jugendlichen orientierte Erziehung in und zur Freiheit, sowie generell bessere gesellschaftliche Bedingungen für das Aufwachsen von Kindern. Diese Forderung hat in den letzten Jahrzehnten zwar leider keineswegs zu besseren Lebensbedingungen für Kinder und Jugendliche in Armutslagen geführt, aber immerhin zur Entwicklung von vielen wirksamen Alternativen zu Freiheitsentzug. Allerdings kommen keineswegs alle betroffenen Jugendlichen in den Genuss möglicher Alternativen, sondern vielen steht nicht viel mehr als die Straße offen. Zudem können auch offene Angebote Nachteile haben, die im Einzelfall gut abzuwägen sind. Manche der von uns befragten Jugendlichen war auch „die Geschlossene"[3] deutlich lieber als etwa eine Auslandsmaßnahme.

Demgegenüber wird in Politik, Medien und Öffentlichkeit FM immer wieder für Jugendliche befürwortet bzw. gefordert, die oftmals eher als „Täter" (und zunehmend auch „Täterinnen") erscheinen. Für sie werden – ganz

[3] Auch wenn die Einrichtungen selber die Teilgeschlossenheit gerne mit Begriffen wie „pädagogisch-therapeutische Intensivgruppe" o.ä. umschreiben, reden die Jugendlichen meist knapp und unumwunden von „der Geschlossenen".

im Sinne des wachsenden gesellschaftlichen Bedürfnisses nach „Sicherheit“ – eine „härtere Gangart“ gefordert, wie z.B. Herabsetzung des Strafmündigkeitsalters, Abschaffung der Jugendstrafe, geschlossene Unterbringung, „Trainingscamps“ oder gar (wieder) ganz offen „Erziehungslager“ (vgl. Struck 2008). Und es sind manchmal auch die Fachkräfte in den Jugendämtern, die sich nicht nur um Schutz und Sicherheit für gefährdete Jugendliche sorgen, sondern sich auch selbst absichern wollen, dass sie dem Kinderschutz und der Garantenpflicht Genüge getan haben.

# 2 Zur Anlage des Projekts „Freiheitsentziehende Maßnahmen im Rahmen von Kinder- und Jugendhilfe, Psychiatrie und Justiz“ und der Teilstudie „Effekte von freiheitsentziehenden Maßnahmen“

## 2.1 Das multiperspektivische Vorgehen der DJI-Erhebung

Trotz der Dauerdebatten um FM, zu der sich ungezählte Positionspapiere finden, ist nur selten empirisch untersucht worden, wie die Adressaten selbst diese Zwangskontexte erleben und welche Wirkungen sie ihnen zuschreiben, und zwar nicht nur während bzw. gegen Ende ihres Heimaufenthalts (s. dazu v. Wolffersdorff u.a. 1996; Stadler 2005) sondern v.a. auch im Rückblick mit zeitlichem Abstand und bezogen auf die Nachhaltigkeit von Effekten (Pankofer 1997; Schneider 2006). Auch Vergleiche der Sichtweisen von Betreuten und Betreuenden, die sich auch auf einzelne Jugendliche beziehen lassen, gab es u.W. bisher nicht. Auch vor diesem Hintergrund sind die nachfolgend präsentierten Ergebnisse der Teilstudie „Effekte freiheitsentziehender Maßnahmen“ aufschlussreich.

Diese Teilstudie war das letzte Modul des Projekts „Freiheitsentziehende Maßnahmen im Rahmen von Kinder- und Jugendhilfe, Psychiatrie und Justiz“ (Hoops/Permien 2006). Die zentralen Forschungsfragen der ersten Module bezogen sich auf die Eindeutigkeit der Indikationen für geschlossene und offene Unterbringung sowie darauf, ob Indikationen für die Unterbringung in einer Jugendpsychiatrie sich trennscharf unterscheiden lassen von Indikationen für eine Unterbringung in einer teilgeschlossenen Gruppe in der Kinder- und Jugendhilfe. Weitere zentrale Forschungsfragen betrafen die Vorgaben für das rechtliche Verfahren der Unterbringung und deren Umsetzung sowie die Gestaltung der Kooperation zwischen Kinder- und Jugendhilfe, Kinder- und Jugendpsychiatrie und Justiz.

Wie die folgende Übersicht zeigt, wurden die Fragen der ersten Untersuchungsphase mithilfe von Experten-Interviews und Aktenanalysen soweit wie möglich beantwortet.

**Tabelle 1: Das multiperspektivische Vorgehen der Erhebung (2003−2007)**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Experten-Interviews (zu Indikationen, rechtlichen Verfahren und Kooperation) | Mit 40 Fachkräften in 15 Jugendämtern in 8 Bundesländern (2003−2004) | Mit 15 Leitungskräften in 9 FM-Heimen in 5 Bundesländern (2004) | Mit 16 Leitungskräften in 16 Jugendpsychiatrien in 8 Bundesländern (2005) |
| Aktenanalysen von Jugendlichen in FM (2004−2005) | 38 Akten aus 10 Jugendämtern (2003−2004) | 125 Akten aus 9 FM-Heimen in 5 Bundesländern (2004) | |
| Fragebogenerhebung bei Adressaten und Betreuenden gegen Ende der FM | 59 Fälle<br>- 31 Mädchen<br>- 28 Jungen<br>in 9 Einrichtungen (2005−2007) | | |
| Adressaten- und Bezugspersonen-Interviews | 36 Erstinterviews mit<br>- 23 Mädchen<br>- 13 Jungen<br>- und ihren Betreuern<br>in 5 Heimen<br>in 3 Bundesländern<br>(2005−2006) | Zweitinterviews zu 28 Fällen nach 10−14 Monaten<br>- 18 Mädchen<br>- 8 Jungen<br>- und 24 aktuellen Bezugspersonen an ihren aktuellen Lebensorten (2006−2007) | |

## 2.2 Zur Teilstudie „Effekte von freiheitsentziehenden Maßnahmen“

### 2.2.1 Zur Unverzichtbarkeit der Perspektive der AdressatInnen

Das Paradox „Erziehung zur Freiheit durch Freiheitsentzug“, auf das sich auch der Titel dieses Berichts bezieht, soll nicht nur auf die Debatte um „Geschlossene Unterbringung“ und ihre Aporien verweisen, sondern es bildet auch das Leitmotiv für die Fragestellungen der Teilstudie. Die Ergebnisse sollen Hinweise darauf geben, ob, wie weit und in welcher Form dieses Paradox aus der Sicht der Jugendlichen wie der Betreuenden und anderer Bezugspersonen aufgelöst werden kann: Wie weit ist es also im Rahmen des sukzessive abnehmenden Freiheitsentzugs ge- oder misslungen, die (sehr unterschiedlichen) Jugendlichen zu befähigen, in der wieder gewonnenen Freiheit – trotz aller auch strukturell bedingten Hindernisse – objektiv wie subjektiv besser als vorher zurechtzukommen? Und welche Rahmenbe-

dingungen waren dafür bedeutsam?

Die bisher vorliegenden Studien zur Perspektive der AdressatInnen auf stationäre Hilfen fokussieren vorrangig die Wirkung von Heimerziehung im biografischen Kontext und weniger die Analyse der Erfahrungen der AdressatInnen mit der institutionellen Wirklichkeit und deren Bewertungen (Klessinger/Knab/Macsenaere/Westerbarkei 2000). Nur sehr vereinzelt finden sich empirische Untersuchungen zum Heimerziehungssetting selbst, zur sog. „sozialen Gestalt von Heimerziehung" (Gabriel 2001), die erst durch die Rekonstruktion des konkreten, unmittelbaren Erlebens institutioneller Prozesse und Strukturen empirisch darstellbar wird (vgl. v. Wolffersdorff et al. 1996; Pankofer 1997; Wolf 1999; Deniz 2001; Finkel 2004).

Die diesbezügliche Sichtweise der AdressatInnen zu erheben, scheint deshalb nicht nur allgemein von großer Bedeutung (vgl. Finkel 2007; Munsch 2007), sondern ganz besonders im Fall von FM, da die meisten der Jugendlichen nicht freiwillig in diese Maßnahmen gehen (vgl. Hoops/Permien 2006, Kap. 6). Die DJI-Zusatzstudie fragt deshalb u.a. nach der Bewertung und der Bewältigung zentraler Aspekte der FM durch die Jugendlichen. Dabei scheint es. unverzichtbar, dass die rechtlich verlangte „Erforderlichkeit, Eignung und Verhältnismäßigkeit" (vgl. Wiesner 2002) der FM auch aus der Sicht ihrer AdressatInnen beurteilt werden muss: Auch und gerade aus ihrer Perspektive dürfen die mit dem Freiheitsentzug verbundenen Nachteile oder Negativeffekte nicht die Vorteile für ihre Entwicklung übersteigen.

Zudem werden auch die in der FM zu erreichenden Ziele zunächst meist eher von Eltern und Jugendamt und weniger von ihnen selbst gesetzt. Dabei erscheinen nach unseren Ergebnissen zumindest die in den Hilfeplänen festgelegten Ziele im Allgemeinen relativ stereotyp und normativ: Die Jugendlichen sollen (wieder) zur Schule gehen, Sozialverhalten und Kontakte zur Herkunftsfamilie verbessern, Abstand zu Suchtmitteln, Gewalt und Delinquenz gewinnen und möglichst auch unschädliche, „sinnvolle" Freizeitinteressen entwickeln (vgl. dazu auch Sülzle-Temme 2007). Es dürfte in der Hilfeplanung kaum auf die „geheimen" Ziele und Wünsche der Jugendlichen eingegangen werden, auf ihren „Eigen-Sinn" und die Bedeutung des abweichenden Verhaltens, das auch als für die Jugendlichen bisher wichtige „Überlebensstrategie" im Umgang mit negativen Gefühlen und in Konflikten mit ihrem sozialen Umfeld gelesen werden könnte. Insofern berücksichtigen die Hilfeplanziele zumindest nicht explizit die möglichen Ambivalenzen der Jugendlichen bezüglich der von ihnen erwarteten „normalen" Entwicklung (vgl. Hoops/Permien 2003). Sie gehen auch kaum ein auf die je besonderen Ausgangsbedingungen der Jugendlichen und auf die von ihnen oft kaum formulierbaren und deshalb erst zu rekonstruierenden „Eigendeutungen und Eigensinnigkeiten" (Bitzan/ Bolay/Thiersch 2006: 264). Dies erscheint aber bedeutsam bei Jugendlichen, die kaum „normale" Biografien haben und an den üblichen „Normalitätserwartungen" bisher gescheitert sind. So ist z. B. davon auszugehen, dass die häufig durch Alkohol- und Drogenkonsum oder auch Delinquenz geprägten Szenen, in die viele Jugendliche sich vor der FM geflüchtet hat-

ten, mit ihren schnellen Kontakt- und „Lösungs"-Angeboten für manche Mädchen und Jungen trotz oder gerade wegen der FM ihren Reiz behalten.

Auch unter diesem Aspekt ist es also von großem Interesse, von den Jugendlichen selbst zu erfahren, wie sie den Heimalltag erlebt und bewältigt haben und welchen Sinn und Gewinn für ihre persönliche Entwicklung sie in der FM sehen, welche Zukunftsperspektiven sie unter dem Einfluss der FM entwickelt haben, wie realistisch diese angesichts der personalen Voraussetzungen und der sozialen Bezüge der Jugendlichen sind und wieweit sie sich tatsächlich realisieren lassen.

Zudem war nicht nur der Frage nachzugehen, ob die Erziehung in teilgeschlossenen Gruppe überhaupt als hilfreich und „nützlich" erlebt werden kann (was ja immer wieder bestritten wird), sondern auch zu differenzieren, welche Mädchen und Jungen welchen Nutzen daraus ziehen können – und welche eben nicht. Denn sie werden dort zum einen mit einem lerntheoretisch orientierten Setting mit eher rigiden Regeln und Konsequenzen konfrontiert, zum anderen müssen sich dort nicht nur mit Betreuenden, sondern auch mit einer ganzen Gruppe anderer Jugendlicher auseinandersetzen. Dies mag für manche dieser doch sehr unterschiedlichen Jugendlichen sehr hilfreich, für andere aber schlicht wirkungslos sein, weitere überfordern, sie vielleicht sogar (erneut) traumatisieren. Im Extremfall können Jugendliche auch die FM, die als ultima ratio der Jugendhilfe gilt, „sprengen" und auch dort nicht mehr gehalten und ausgehalten werden (vgl. Hoops/Permien 2006, Kap. 3.2). Hier geht es also um die „Passung" der FM für Jugendliche, die besonders weit von den gesellschaftlichen Erwartungen abgewichen sind, so dass das „Spannungsverhältnis zwischen subjektiven Aneignungs- und Bewältigungsweisen … und ihrer Bearbeitung in der Sozialen Arbeit" Bitzan/ Bolay/Thiersch 2006: 268) besonders groß sein dürfte.

Im Mittelpunkt der jeweils nach etwa einem Jahr durchgeführten **Folgeinterviews** stand dann die Frage des Transfers und der Nachhaltigkeit: Wie weit waren die Jugendlichen in der Lage, das in FM ggf. Gelernte und Erreichte in kreativer und produktiver Weise auf die Lebensumstände anzuwenden, in die sie nach Ende der FM entlassen wurden, und die nicht mehr nach den engen und berechenbaren Regeln der FM funktionierten? Dabei ist davon auszugehen, dass das Leben dieser Jugendlichen sich auch nach der FM – trotz der Intentionen der Jugendhilfe und der von Jugendlichen in prekären Lebenslagen selbst diesbezüglich geäußerten Wünsche – vermutlich nur selten an einer „Normalbiografie" mit Beruf, Familie, Wohnung und Auto ausrichten kann, weil die Voraussetzungen dafür oft gar nicht mehr einholbar sind. Vielmehr bemisst sich das „Gelingen des Lebens" dieser jungen Menschen vermutlich daran, wieweit sie es in „widerständiger Selbstbehauptung" (Bitzan/Bolay/ Thiersch 2006: 259) gegen widrige Umstände und trotz immer neuer Krisen und Brüche so gestalten können, dass sie nicht „untergehen". Auch deshalb stellt sich die Frage, wie der Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe aus Sicht eben dieser AdressatInnen und ihrer Betreuenden erfüllt wird.

Doch muss hier angemerkt werden, dass der leider auf lediglich ein Jahr beschränkte Zeitraum der Follow-up-Studie viel zu kurz war, um die Frage

zu beantworten, ob „die FM doch nur solange wirkt, wie sie dauert“ (so die skeptische Einschätzung eines Jugendamtsmitarbeiters), oder ob „in der Heimerziehung erzielte Erfolge im Lebenslängsschnitt der betroffenen Menschen Kontinuität behaupten“ (Gabriel 2007: 16) konnten.

### 2.2.2 Zur Anlage der Follow-up-Studie und der Fragebogenerhebung

Bei unserer Studie handelt es sich nicht um eine Wirkungsstudie, der es darauf ankommt, verschiedene „treatments“ durch ein Kontrollgruppendesign zu vergleichen (wobei solche Designs, auch wenn sie wünschenswert erscheinen mögen, nicht leicht zu realisieren sind (vgl. Kindler u.a. 2007). Zudem nimmt unsere Studie nicht in Anspruch, eindeutige Zusammenhänge zwischen bestimmten Wirkfaktoren des Settings einer teilgeschlossenen Gruppe und ihren und vielleicht sehr ambivalenten Wirkungen auf die Jugendlichen zu rekonstruieren, zumal bezweifelt werden muss, ob dies angesichts der Komplexität möglicher Interaktionen überhaupt ein sinnvolles Ziel sein kann: „Es ist sehr schwierig, zwischen einzelnen Maßnahmen und spezifischen Effekten einen eineindeutigen Zusammenhang herzustellen, d.h. zu beweisen, dass dieser Effekt nur durch die Maßnahme bewirkt worden ist und dass die Maßnahme genau diesen Effekt verursacht hat“ (Wolf 2007: 5; vgl. Menk/Schneider 2005, Bitzan/Bolay/Thiersch 2006). Zu betonen ist also, dass der kausalen Zuordnung von „Wirkungen“ der FM auf die spätere Lebensgestaltung und -situation recht enge Grenzen gesetzt sind. Dies dürfte auch dann gelten, wenn die befragten Jugendlichen bestimmten Settingvariablen bestimmte Wirkungen zuschreiben, da diese nicht isoliert von ihrem Gesamtzusammenhang betrachtet werden können. Zudem ist zu bedenken, dass der Transfer des in der FM ggf. Gelernten in das Leben „draußen“ nicht nur von personalen Faktoren der Jugendlichen abhängt, sondern auch von ihren aktuellen Lebenswelten und deren Chancenstrukturen. Wolf (2007: 19) spricht deshalb auch von der Notwendigkeit eines „Denkens in Interdependenzgeflechten“, das „Effekte über lange Wirkungsketten“ sowie Wechselwirkungen und neben den intendierten auch nicht intendierte Effekte in den Blick nehmen müsse.

Die **Erst- und die Folgeinterviews** können deshalb lediglich Hinweise auf die Wirkungen von FM aus der subjektiven Sicht der Befragten geben, sowie darauf, welchen „Gebrauchswert“ (Finkel 2007: 37) die FM für sie hatte, d.h. wieweit die Erfahrung einer FM „anschlussfähig“ war an ihre bisherige Biografie, wobei es nicht nur um den Nutzen für die weitere Lebensgestaltung geht, sondern auch um eventuell schädigende oder belastende Effekte (vgl. Gabriel 2007: 16). Diese Perspektive der Jugendlichen darf neben den Sichtweisen und Zielsetzungen von Eltern und Jugendhilfe (vgl. Sülzle-Temme 2007, Macsenaere 2009) und im Falle hochgradig delinquenter Jugendlicher auch der Polizei, der Justiz und der Öffentlichkeit, denen es vielleicht v.a. um die Bestrafung und das Wegsperren des „bösen Kindes“ geht (vgl. Winkler 2006: 232f), keinesfalls zu kurz kommen.

Denn wenn die Jugendhilfe ihren eigenen Anspruch ernst nimmt, muss auch im Falle einer FM die Erziehung und Befähigung von jungen Men-

schen einerseits zu einem eigenständigen, gesetzeskonformen, andererseits aber auch in ihren eigenen Augen „gelingenden Leben“ im Sinne des „Capability“-Ansatzes (vgl. dazu Otto 2007: 73 ff)[4] primäres Ziel der Maßnahme sein. Wieweit dieses Ziel erreicht wurde, muss sich deshalb auch in dem Nutzen widerspiegeln, den die Jugendlichen selbst der FM beimessen.

Die Perspektive der Hilfe-AdressatInnen steht deshalb im Mittelpunkt des gewählten multiperspektivischen Ansatzes. in dessen Rahmen sowohl die Jugendlichen als auch wichtige Bezugspersonen befragt wurden.
Die Befragung erfolgte zum einen mittels leitfadengestützter biografisch orientierter Follow-up-Interviews. Die Erstinterviews wurden von den Projektmitarbeiterinnen jeweils getrennt mit 36 Jugendlichen und ihren Betreuerinnen und Betreuern kurz vor der anvisierten Entlassung aus der FM geführt. Die Zweitinterviews erfolgten etwa ein Jahr später mit denselben Jugendlichen und ihren zu dem Zeitpunkt relevanten Bezugspersonen, in Einzelfällen auch mit den zuständigen Fachkräften im Jugendamt.

Bei den Zweitinterviews konnten noch 28 der 36 Jugendlichen erreicht und meist sowohl ein Interview mit ihnen selbst als auch mit ihren aktuellen Bezugspersonen (d.h. mit den inzwischen zuständigen Betreuenden in offenen Einrichtungen bzw. mit den Müttern, bei denen nicht wenige der Jugendlichen inzwischen lebten) geführt werden, in Einzelfällen aber entweder nur mit den Jugendlichen oder ihrer Bezugsperson. So konnte nicht nur ein multiperspektivisches Vorgehen realisiert werden, sondern auch eine – wenn auch von Teilnehmerzahl wie Dauer begrenzte – Follow-up-Studie.

**Tabelle 2: Überblick über die Erstinterviews in den Einrichtungen (Juli 2005 – April 2006)**

| Rummelsberg bei Nürnberg | Gauting bei München | Niefernburg b. Pforzheim | Feuerbergstr. Hamburg | Clearingstelle Würzburg | Clearingstelle Regensburg |
|---|---|---|---|---|---|
| 6 Jungen | 11 Mädchen | 12 Mädchen | 2 Jungen | 2 Jungen | 3 Jungen |

**Tabelle 3: Überblick über die Zweitinterviews (ZI) (Juli 2006 – Februar 2007)**

[4] Der „Capability“-Ansatz geht auf Amartya Sen zurück. „Sen betont, dass bei der Analyse von sozialer Gerechtigkeit vieles dafür spricht, den individuellen Nutzen von Systemen der sozialen Sicherung anhand der Capabilities (Verwirklichungschancen) der betroffenen Person zu bewerten. Denn erst die Bandbreite der Individuell realisierbaren Möglichkeiten kann Auskunft darüber geben, inwiefern die Person die Freiheit besitzt, ein Leben nach ihren Wertmaßstäben zu führen (vgl. Sen 1999)“ (Otto 2007: 74). Otto erläutert weiter, dass der „Capability“-Ansatz nicht nur die gerechte Verteilung von Ressourcen wie u.a. Freiheitsrechte, Wohlstand sowie die sozialen Grundlagen für Selbstrespekt in den Blick nimmt, sondern „ebenso die individuellen Fähigkeiten und situationsabhängige Chancen … denn diese sind ausschlaggebend für die Nutzung von Ressourcen (vgl. Sen 1985: 9). Hier liegt der Grund, warum der Capability-Ansatz im deutschsprachigen Raum auch als Befähigungs-, Kompetenzen- bzw. Verwirklichungschancen-Ansatz bezeichnet wird“ (a.a.O.: 75).

| ZI mit Jugendlichen und aktuell Betreuenden | ZI mit Jugendlichen und Mutter | ZI nur mit Jugendlichen | ZI nur mit Betreuenden | ZI nur mit Mutter | Fälle insgesamt: 28 |
|---|---|---|---|---|---|
| 16 Jugendliche insgesamt<br>11 Mädchen<br>5 Jungen | 6 Jugendliche insgesamt<br>3 Mädchen<br>3 Jungen | 4 Mädchen | 1 Junge | 1 Mädchen | Interviews mit 26 Jugendlichen,<br>17 Betreuenden,<br>7 Müttern |

Die Jugendlichen waren zum Zeitpunkt des Erstinterviews zwischen 12 und 17 Jahren alt (die Mädchen im Schnitt 15,7 Jahre, Jungen im Schnitt 15,1 Jahre, insgesamt 15,5 Jahre). Sie hatten zwischen drei Monaten und drei Jahren in teilgeschlossenen Gruppen verbracht (insgesamt im Schnitt 14,2 Monate, wobei die Aufenthaltsdauer der Mädchen mit durchschnittlich 11,7 Monaten deutlich geringer war als die der Jungen mit 18,7 Monaten). Dass die Mädchen – trotz kürzerer Aufenthaltsdauer in der FM – zum Befragungszeitpunkt im Schnitt deutlich älter waren als die Jungen, bestätigt im Übrigen den Befund der im Rahmen des Projekts 2004 durchgeführten Aktenanalyse. Danach waren die Jungen bei der Aufnahme in FM im Schnitt fast ein Jahr jünger als die Mädchen (vgl. Hoops/Permien 2006, Kap 3.3; vgl. auch Sülzle-Temme 2007). Leider war es uns aus organisatorischen Gründen nicht möglich, in etwa dieselbe Zahl von Mädchen und Jungen in die Studie einzubeziehen.

Im Mittelpunkt der – bezogen auf die Jugendlichen als „narrativ aufgeklärt" (Lenz 1991) zu bezeichnenden – Leitfadeninterviews standen dabei im Einzelnen folgende Themen:

- die bisherige Biografie und ggf. Maßnahmekarriere der Jugendlichen sowie den Grund für ihre Einweisung in FM,
- die Erfahrungen der Jugendlichen mit den rechtlichen Verfahren bei der Unterbringung sowie mit der Hilfeplanung vor und während der FM,
- das subjektive Erleben und Bewältigen des Heimalltags und der Heimschule,
- die Erfahrungen der Jugendlichen mit Betreuenden und anderen Jugendlichen,
- die Entwicklung der Beziehung der Jugendlichen zu ihren Familien,
- die Einschätzung des bislang erreichten Fortschritte und des Anteils der FM daran,
- die Zukunftsperspektiven der Jugendlichen.

In der zweiten Phase der Follow-up-Studie interessierte zunächst, wie weit die Übergänge von der FM in die in den Hilfeplänen ausgehandelten Anschluss-Settings geglückt sind. Zudem ging es um die rückblickende Einschätzung des FM-Settings und des dort Erreichten seitens der Jugendlichen und ihrer Bezugspersonen. Weiter interessierte die Frage, inwieweit ein Transfer des ggf. in der FM Gelernten auf die aktuellen Lebensbedingungen in der wiedergewonnenen „Freiheit" gelungen ist und wieweit die Jugendlichen befähigt wurden, die Balance zwischen gesellschaftlich erwarteter Konformität und ihren eigenen Zielen und Bedürfnissen – ihrem „Ei-

gensinn“ – so auszutarieren, dass ihnen ihr Leben zumindest besser als vor der FM gelang und sie damit zumindest ansatzweise zufrieden waren. Gabriel schlägt dementsprechend vor, dass „die Integration der ‚Erfahrung von Heimerziehung’ in die Biografie in Beziehung zu ihren Effekten gesetzt werden (sollte). Ein so konzipiertes Modell von Wirkungsorientierung fragt nach den Anschlüssen von Heimerziehung an die bisherige Biografie und an den weiteren Lebenslauf“ (Gabriel 2007: 16).

Doch hängt trotz aller ggf. erreichten Erfolge in der FM der Transfer und die Nachhaltigkeit des Gelernten nicht nur davon ab, wie weit in FM angestoßene Einstellungs- und Verhaltensänderungen von den Jugendlichen „verinnerlicht“ wurden und wie weit sie diese aus eigenem Antrieb auch in der wieder gewonnenen äußeren Freiheit umsetzten. Vielmehr sind, wie im „Capability“-Ansatz formuliert, auch die „situationsabhängigen Chancen“ (Otto 2007: 75) zu berücksichtigen, d.h. ob die in der Folgezeit bestimmenden äußeren Lebensumstände eine solche Umsetzung begünstigten: „Die Wirkungen pädagogischer Interventionen entstehen in der Relation zu den Wirkungen anderer Einflüsse. Je stärker die Abhängigkeit der Kinder von anderen ist, desto schwächer und unsicherer werden die intendierten Wirkungen der pädagogischen Interventionen“ (Wolf 2007: 20). Von daher betraf eine zentrale Frage in den Zweitinterviews die Anschlusssettings: Wie weit hat die Jugendhilfe den Jugendlichen – aus ihrer Sicht – nach Ende der FM Lebensbedingungen eröffnet, die für eine gelingende gesellschaftliche Integration förderlich waren? Und wie weit ist es den Jugendlichen gelungen, ihre eigenen Ziele zu realisieren und dabei eine gute Balance zwischen ihren – nun freiwilligen – Integrationsbemühungen und dem „Sog“ ihrer Herkunftsmilieus herzustellen?

Die Erstinterviews mit den Jugendlichen und ihren Betreuenden wurden durch Hintergrundinformationen ergänzt, die wir den **Heimakten** entnommen haben. Diese bezogen sich insbesondere auf die Ausgangsbedingungen der Jugendlichen, denn die Bewertungen des FM-Settings und die dort erreichten Erfolge und deren Nachhaltigkeit dürfen u.E. nur vor diesem Hintergrund gelesen werden.

Parallel zur ersten Phase der Follow-up-Studie wurde in neun Einrichtungen eine **Fragebogenerhebung** durchgeführt, für die wir den Fragebogen sowie ausführliche Anleitungen zur Verfügung stellten, deren Durchführung aber in den Händen der Einrichtungsleitungen lag.

In diesem Rahmen wurden die Jugendlichen, die sich dafür von ihren Bezugspersonen motivieren ließen, mittels eines möglichst kurz, ansprechend und verständlich gestalteten Fragebogens vor ihrer Entlassung zu ihren Einschätzungen des FM-Settings und seiner Wirkungen befragt. Dabei entsprachen die Fragenbogeninhalte weitgehend denen des Leitfadens für die Erstinterviews.

Parallel dazu sollten ihre Betreuenden einen auf die jeweiligen Jugendlichen bezogenen inhaltlich ähnlichen Fragebogen ausfüllen, in dem sich ein Teil der Items aber auf einen (retrospektiven) Vergleich der Anfangssituation mit der Situation kurz vor der Entlassung bezog. Diese Erhebung um-

fasst 59 Fälle, mit einem fast ausgeglichenen Geschlechterverhältnis, wobei für 41 Fälle sowohl die Einschätzung der Jugendlichen wie der Betreuenden vorliegt. Auch wenn es nicht, wie ursprünglich geplant, möglich war, durch diese Fragebogenerhebung alle Jugendlichen eines Entlass-Jahrganges der uns bekannten Heime mit teilgeschlossenen Gruppen zu erreichen, gibt die Fragebogenerhebung, ebenso wie die Follow-up-Studie, Aufschluss über sehr unterschiedliche Verläufe (darunter auch einige Abbrüche) und Bewertungen der Unterbringung und ihrer Wirkungen. Die Fragebögen wurden mittels Häufigkeitsauszählungen ausgewertet. Die Ergebnisse dienten als Hintergrundfolie für die Aussagen der qualitativen Erstinterviews.

Wie schon erwähnt, schien es uns sowohl in der Follow-up-Studie wie in der Fragebogenerhebung sinnvoll, die Perspektive der AdressatInnen durch die Perspektive der Betreuenden zu ergänzen und von ihnen einige Hintergrundinformationen über die Jugendlichen und über Strukturen und Prozesse in den teilgeschlossenen Gruppen zu erhalten, sowie vor allem eine weitere Sicht auf die Passung zwischen FM-Setting und den jeweiligen Jugendlichen und auf ihre Entwicklung. Zudem lieferte uns speziell die Fragebogenerhebung zum Teil sehr detaillierte Ergebnisse darüber, was den Betreuenden aus ihrer Sicht zu Anfang und gegen Ende der Betreuung mit den einzelnen Jugendlichen gut gelang und was ihnen schwerfiel. Die Einbeziehung der Betreuenden erlaubte es zudem, in einem weiteren Schritt die Einschätzungen der Jugendlichen mit denen ihrer Bezugspersonen zu kontrastieren und Unterschiede oder gar Widersprüche zu erkennen und zu interpretieren. Es ging dabei nicht um „Wahrheitsfindung“ oder darum, ob nun die Jugendlichen oder die Betreuenden (mehr) „recht haben“. Vielmehr wollten wir wissen, wie sich Jugendliche und Betreuende gegenseitig sahen, wo sie jeweils Probleme und Chancen der FM verorteten und wo vielleicht auch unterschiedliche Problem- und Zieldefinitionen oder Missverständnisse vorlagen (s. Gabriel 2007: 15), die den Interaktionsprozess zwischen Betreuenden und Jugendlichen und damit die Wirksamkeit der Maßnahme beeinträchtigen können (s. Wolf 2007: 19). In Bezug auf die Follow-up-Studie gelten diese Ausführungen analog für die zum zweiten Erhebungszeitpunkt nach einem Jahr befragten Bezugspersonen der Jugendlichen, seien es nun die aktuell zuständigen Fachkräfte der Jugendhilfe oder die Mütter.

### 2.2.3 Zur Auswahl und Beschreibung der FM-Einrichtungen

Angesichts der bereits dargestellten Unterschiedlichkeit der in der Jugendhilfe praktizierten Formen von Freiheitsbeschränkung und Freiheitsentzug (vgl. Hoops/Permien 2006, Kap. 2.2 und Kap. 6) entschieden wir uns, die Interview- wie die Fragebogen-Erhebungen auf sogenannte teilgeschlossene Gruppen in insgesamt neun Jugendhilfeeinrichtungen zu beschränken, da die Rahmenbedingungen hier noch relativ vergleichbar erschienen. So müssen in diesen Gruppen nicht nur (wie etwa in manchen „fakultativ schließbaren“ Gruppen, vgl. Hoops/Permien 2006, Kap. 2.2) einzelne Jugendliche, sondern alle Jugendlichen eine Genehmigung des Familiengerichts für freiheitsentziehende Maßnahmen haben, wobei diese Gerichtsbeschlüsse in

aller Regel für die gesamte Dauer des Aufenthalts gelten. Alle Gruppen sind personell sehr gut besetzt, ein Betreuungsschlüssel von etwa 1:1 ist die Regel, dazu kommen noch psychologische und sonstige Fachkräfte. Es wird überall nach lerntheoretischen Konzepten und mit Stufenplänen gearbeitet. Nach einer – in verschiedenen Einrichtungen unterschiedlich langen, aber auch mehr oder weniger stark individualisierten – anfänglichen Phase der Ausgangs- und Kontaktsperre haben die Jugendlichen damit die Möglichkeit, sich zunehmende Freiheiten und Ausgangszeiten in individuellen Tempo durch Anpassung an die Regeln zu „erarbeiten". Alle Regelverstöße sind mit prompten und für die Jugendlichen vorhersehbaren Konsequenzen verbunden: So kann eine verspätete Rückkehr von einem Ausgang z.B. zur Folge haben, dass der nächste Ausgang gestrichen wird. Die Beleidigung einer Mitarbeiterin oder eines anderen Jugendlichen hat z.B. zur Konsequenz, dass die Jugendlichen in ihrem Zimmer sitzen und eine Entschuldigung schreiben müssen, während andere sich an Freizeitaktivitäten beteiligen können. Eine Flucht aus dem Heim hat eine Rückstufung und z.T. Zimmerarrest zur Folge etc. Doch legen alle diese FM-Einrichtungen auch großen Wert auf den Aufbau pädagogischer Beziehungen, in deren Rahmen die Betreuenden zwar das Fehlverhalten der Jugendlichen konsequent ahnden, aber den Jugendlichen als Person immer mit Wertschätzung begegnen (sollen). Diese Beziehungen gelten nicht nur in offenen Angeboten der Jugendhilfe (vgl. Schleiffer 2005), sondern auch in FM als unverzichtbare Basis pädagogischer Einflussnahme. In allen Einrichtungen umfasst das Förderprogramm auch eine auf die individuellen Bedürfnisse der meist mit erheblichen Schulproblemen belasteten Jugendlichen ausgerichtete Beschulung. Dabei arbeitet das Lehrpersonal eng mit dem Betreuungspersonal zusammen.

Die ausgewählten Einrichtungen unterscheiden sich allerdings teilweise in ihren Zielsetzungen und ihrer Klientel: Die beiden einbezogenen bayerischen Clearingstellen arbeiten koedukativ und nehmen vor allem Mädchen und Jungen unter 14 Jahren auf, um in einem Zeitraum von höchstens sechs Monaten durch entsprechende multidisziplinäre Diagnostik abzuklären, wo diese Jugendlichen weiter betreut werden können (vgl. Holler 2006). Die anderen FM-Einrichtungen betreuen, getrennt nach Geschlechtern, längerfristig Jugendliche zwischen 11 und 17 Jahren, für die eine FM als am besten geeignete Maßnahme oder auch als „ultima ratio" schon festgelegt wurde. Dabei bleiben die Jugendlichen im Schnitt etwa ein Jahr in diesen Settings – einzelne aber auch erheblich länger oder auch kürzer, Letzteres meist dann, wenn die FM sich als nicht geeignet erweist oder wenn ein offenes Setting für die Jugendlichen wieder bewältigbar erscheint. Neben diesen Unterschieden differieren die neun in die Erhebungen einbezogenen Einrichtungen in verschiedenen Ausstattungs- und konzeptuellen Details und sicher auch in dem „Stil", in dem das Konzept in den einzelnen Einrichtungen, ja sogar in den einzelnen Gruppen umgesetzt wird.

Diese Unterschiede ließen sich in unserer Studie nicht vermeiden, sie können aber insofern auch als Vorteil gesehen werden, als die Ergebnisse sich auf ein relativ breites Spektrum von FM-Gruppen beziehen. Doch ist darauf hinzuweisen, dass die Einzelergebnisse sich in ihrer Reichweite un-

terscheiden: Sie haben dann eine relativ große „Reichweite“, wenn die Mehrzahl der Jugendlichen sich zu einem Thema geäußert hat und dabei relativ unabhängig von Geschlecht, Alter und Heimzugehörigkeit eine gewisse Übereinstimmung feststellbar ist, so z.B. in den Aussagen zu den anderen Jugendlichen in den Heimgruppen. Andere Aussagen, z.B. über die Wirkung sog. Time-out-Räume, treffen dagegen nur für die Heime zu, die über solche Räume verfügen und sie in der von den Jugendlichen beschriebenen Weise nutzen, während andere Nutzungsformen zu anderen Ergebnissen führen können (Schwabe 2008).

### 2.2.4 Zur Wahl des Befragungszeitpunktes

Da wir nicht die Möglichkeit hatten, die Jugendlichen und die Betreuenden öfter zu befragen und insofern kein prospektives Design realisieren konnten (vgl. Macsenaere 2007), entschieden wir uns für eine **Erstbefragung** – per Erstinterview oder per Fragebogen – kurz vor der geplanten Entlassung aus der FM, da die Jugendlichen zu diesem Zeitpunkt auf den Gesamtverlauf ihrer Unterbringung zurückblicken und bezüglich ihrer Erfahrungen mit dem FM-Setting sowie der davon ausgehenden Impulse für ihre persönliche Entwicklung Bilanz ziehen konnten – dies gilt analog auch für die befragten Betreuenden und ihre Beurteilung der Anpassungsleistungen und Entwicklungen der Jugendlichen.

Nach unserem Eindruck, der von den Betreuenden z.T. bestätigt wurde, haben die Mädchen und Jungen (bis auf eine Ausnahme) gerne an den Interviews teilgenommen. Neben der damit verbundenen persönlichen Aufwertung durch die ihnen von den Interviewerinnen angetragene Expertenrolle als „Kenner von FM“ und der mit dem Interview verbundenen Abwechslung im Heimalltag fanden es einige Jugendliche auch „sehr interessant“, mit uns über die Zeit im Heim zu sprechen. Besonders einige Mädchen schienen das Interview auch als Reflexionsmöglichkeit zu nutzen. Zu erwähnen ist zudem, dass trotz der den Jugendlichen zugesicherten Anonymität nur wenige von ihnen vorwiegend negativ über das Setting und die Betreuung in der FM „herzogen“ oder sich im Interview quasi „endlich mal ihren Frust von der Seele redeten“.

Allerdings waren wir uns bewusst, dass vermutlich auch die Wahl dieses Zeitpunktes zu der guten Gesprächsatmosphäre sowie dazu beigetragen hat, dass die Bewertungen und die Bilanzen der Jugendlichen überwiegend recht positiv ausfielen – und die Jugendlichen bestätigten auch sehr häufig, dass sie am Anfang ihrer Unterbringung negativer geurteilt hätten. Dies mag zum einen daran liegen, dass sie kurz vor der Entlassung stolz waren, die Härten des Settings bereits bewältigt zu haben. Zum anderen ist eine gewisse innere Notwendigkeit zu vermuten, den Aufenthalt überhaupt und die Länge der dort verbrachten Lebenszeit durch eine positive Bilanz zu rechtfertigen. Zudem fehlte den Jugendlichen der Vergleich mit möglichen Alternativen zu FM, wie z.B. einer Auslandsmaßnahme. Auch der nahe Abschied von dem keineswegs immer geschätzten, aber inzwischen vertrauten Setting dürfte zu seiner positiven Bewertung beigetragen haben. Die von uns vermuteten leichten positiven Verzerrungen mögen auch durch die nie

ganz auszuschließende Tendenz zu „sozial erwünschten“ Antworten noch verstärkt worden sein, trotz der den Jugendlichen zugesicherten Anonymität und der Erklärung, dass wir als Forscherinnen unabhängig von Heim und Jugendamt seien.

Andererseits gab es in den Interviews und Fragebogen auch viele kritische Kommentare und z.T. auch widersprüchliche Aussagen, die auf Ambivalenzen der Jugendlichen hindeuten. Auf jeden Fall ist davon auszugehen, dass in die von den Jugendlichen vorgenommenen Bewertungen die von ihrer bisherigen Biografie mitgeprägten eigenen Relevanzstrukturen und Zielsetzungen einfließen. Diese aber dürften den Erziehungsprozess in FM und damit auch seine möglichen Erfolge wesentlich beeinflussen.

Der Zeitpunkt für die Folge-Interviews war zum einen durch die begrenzte Projektlaufzeit bedingt. Zum anderen schien ein ausführliches Bilanzgespräch nach einem Jahr den Zeithorizonten der Jugendlichen angemessen, sollte doch die Erinnerung an FM angesichts des zum Teil sehr ereignisreichen Lebens der Jugendlichen in der Zwischenzeit nicht zu sehr verblasst sein. Um noch möglichst viele Jugendliche zu erreichen, hatten wir sie oder ihre Bezugspersonen in der Zwischenzeit wiederholt telefonisch kontaktiert, um unser Vorhaben in Erinnerung zu rufen sowie aktuelle Entwicklungen und Planungen zu erfragen. Allerdings wäre es sehr wünschenswert gewesen, das Follow-up noch länger fortführen und Weiteres über die Lebensbewältigung dieser jungen Menschen erfahren zu können. Denn zum Zeitpunkt des Zweitinterviews standen für viele der Jugendlichen noch weitere wichtige Übergänge an – etwa von der Schule in den Beruf, von der offenen Intensivgruppe in eine mehr Selbstständigkeit erfordernde Wohnform in einer anderen Einrichtung oder auch eine Rückkehr in die Herkunftsfamilie. Dass eine längere Follow-up-Studie nicht möglich war, ist umso bedauerlicher, als solche Studien zu FM zurzeit kaum vorliegen bzw. sich auf sehr kleine Stichproben beziehen (vgl. Pankofer 1997; Schneider 2006).

# 3 Freiheitsentziehende Maßnahmen – für wen und warum?

Erziehung in Zwangskontexten nach §1631b BGB entspricht zwar, wie unsere Interviews mit Fachkräften in Jugendämtern, Jugendhilfeeinrichtungen und in der Jugendpsychiatrie bestätigen (s. Hoops/Permien 2006), weder der Idealvorstellung von professioneller pädagogischer Arbeit noch dem Hilfeverständnis der Klienten. Gleichwohl findet sie, wie bereits erwähnt, als „ultima ratio“ in Ausnahmefällen dann statt, wenn Jugendliche ernsthaft gefährdet erscheinen, Eltern bzw. Sorgeberechtigte und Jugendamt sich aber außerstande sehen, ein „Hilfebündnis“ und eine beständige Motivation der Jugendlichen zur Mitarbeit (wieder) herzustellen (Hoops/Permien 2006; Kähler 2005). Voraussetzung ist, dass die Sorgeberechtigten (sei es aus eigener Hilflosigkeit und Sorge, sei es auf Druck des Jugendamts) beim Familiengericht eine FM beantragen und das Gericht eine Genehmigung für die-

sen Eingriff in das Grundrecht auf Freiheit erteilt. Dies geschieht dann, wenn der erzieherische Bedarf auch aus Sicht des Gerichts und der Jugendpsychiatrie, die ein entsprechendes Gutachten zu erstellen hat, in hohem Maße gegeben ist und die FM zudem nicht nur geeignet, sondern auch notwendig und Erfolg versprechend erscheint. Sind all diese Bedingungen gegeben, so fassen die Familiengerichte dies bei der Begründung ihres Beschlusses des Öfteren in den Satz: „Mildere Maßnahmen sind nicht möglich". (so auch der Titel der Veröffentlichung von Hoops/Permien 2006). Allerdings mussten wir bereits im Rahmen von Aktenanalysen feststellen, dass die Verfahrensrechte der Jugendlichen keineswegs immer hinreichend eingehalten werden (a.a.O., Kap 4). Auch in den Konzeptionen für die geschlossenen Gruppen wird bzw. wurde „Partizipation" eher klein geschrieben (Hoops 2003). Die Erstinterviews und die Fragebogenerhebung zeigen nun, wie die Jugendlichen selber die Einweisung in die FM und ihre mangelnde Beteiligung daran erlebten (s. Kap. 4 in diesem Bericht) und was es für die Eingewöhnung und die weitere Entwicklung der Jugendlichen und ihre Kooperation mit den Betreuenden bedeutet, wenn für die Jugendhilfe so wesentliche Arbeits- und Erfolgsprinzipien wie Freiwilligkeit, Partizipation und Wohnortnähe derart eingeschränkt werden wie in FM.

Entscheidend dafür, dass es tatsächlich zu einer teilgeschlossenen Unterbringung kommt, ist allerdings, dass die entsprechenden Heime die angefragten Jugendlichen überhaupt aufnehmen. Dies geschieht nur dann, wenn die Erziehungsleitungen gewisse Erfolgschancen bei den angefragten Jugendlichen sehen und zeitnah einen der knappen Plätze zur Verfügung stellen können (Hoops/Permien 2006, Kap. 3).

Betrachtet man nun genauer den Hintergrund der Jugendlichen, die schließlich in FM-Gruppen aufgenommen wurden, so bestätigt sich in den Erstinterviews das Ergebnis der im ersten Projektteil durchgeführten Aktenanalyse (vgl. Hoops/Permien 2006, Kap. 3): So unterschiedlich Mädchen und Jungen in freiheitsentziehenden Settings der Jugendhilfe im Einzelfall sind, so haben sie doch gemeinsam, dass ihre bisherigen Lebensumstände und ihre (Über-)Lebensstrategien – eingestuft als selbst- und oftmals auch fremd gefährdendes Verhalten – nicht zu einer „normalen", „normgerechten" Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben beigetragen haben.

Der familienrichterlichen Genehmigung einer freiheitsentziehenden Unterbringung nach §1631b BGB gehen fast immer längere, manchmal bis ins Vorschulalter zurückreichende Abweichungs- und Hilfekarrieren voraus: Die Probleme der Jugendlichen werden von den Jugendämtern als gravierend und immer als komplex beschrieben: Die Palette umfasst meist Schulverweigerung und massive Konflikte mit den Eltern, zudem haben nicht wenige dieser Jugendlichen Eltern, Heimpersonal oder auch Lehrer bedroht oder sogar angegriffen, sind durch nächtliches „Herumtreiben" und Weglaufen aus offenen Heim- oder Wohngruppen aufgefallen, dazu kommen nicht selten exzessiver Suchtmittelkonsum, Straftaten (v.a. bei Jungen) und (drohende) Prostitution (v.a. bei Mädchen). Das Fehlverhalten der Jugendlichen hat, dies lässt sich aus den Akten schließen, in allen Fällen ihr soziales Umfeld (Familie, offene Jugendhilfe, (Förder-)Schule) überfordert und nicht selten zu psychiatrischen Diagnosen geführt.

Wenngleich es keine eindeutige Indikation für Freiheitsentziehende Maßnahmen gibt – da prinzipiell immer noch eine gangbare Alternative zu Freiheitsentzug denkbar ist – hat sich in der Praxis eine Eingrenzung auf bestimmte, wenn auch nicht unumstrittene und im Einzelfall sicherlich unterschiedlich interpretierbare Kriterien für die Erwägung und Durchführung von freiheitsentziehenden Maßnahmen durchgesetzt: Demnach sollen Zwangskontexte in der Jugendhilfe „ultima ratio" bleiben, die ausschließlich dann in Frage kommen, wenn für gefährdete Jugendliche, die zudem keine Einsicht in ihren Hilfebedarf zeigen, alle vor Ort erreichbaren Alternativen ausgeschöpft sind und der Schutz- und Erziehungsauftrag von Personensorgeberechtigten und Kinder- und Jugendhilfe nur noch durch zeitweiligen, individuell gestaffelten Freiheitsentzug erfüllbar scheint (vgl. Hoops/Permien 2006, Kap. 3).

Wie ausweglos die Situation der Jugendlichen vor der Unterbringung in manchen Fällen war, beschrieb Sonja, die mit 13 Jahren ihr Leben auf der Straße begann, und mit 15 Jahren in eine teilgeschlossene Gruppe kam:

*„Die Polizei hat mich oft ohne Ausweis erwischt, dann wollten die mich in irgendein Heim fahren, dann haben die gesagt: ‚Wir nehmen die nicht mehr', weil ich hatte überall Hausverbot. Dann konnten die mich nirgendwo hintun. Dann wollten sie mich zu meiner Mutter bringen, aber die hat mich auch nicht mehr genommen, dann mussten die mich auf der Straße lassen!"*

Solche Aussagen werfen durchaus die Frage auf, was denn im Vorfeld nicht nur in den Herkunftsfamilien, sondern auch in den Hilfen zur Erziehung alles „schief gelaufen" sein muss, bevor es soweit kommen konnte (vgl. dazu die Faktoren, die Werner Freigang schon 1986 für das „Verlegen und Abschieben" verantwortlich gemacht hat) – und ob und was die Jugendhilfe und andere Sozialisationsinstanzen hätten tun können, um die FM als einzigen, aber keineswegs immer hilfreichen „Ausweg" zu vermeiden. Doch deuten unsere Aktenanalysen und Interviews mit Fachkräften aus Jugendämtern darauf hin, dass der mögliche Anteil, den die Jugendhilfe selbst an den Abweichungskarrieren dieser Jugendlichen hat (Ader 2002), nicht genügend gesehen und reflektiert wird, wobei dies sicher nicht den einzelnen Fachkräften allein anzulasten ist, sondern einer fehlerfreundlicheren Organisation bedürfte (Merchel 2008). Kirsten Sülzle-Temme (2007) weist zudem wiederholt daraufhin, wie wichtig eine sorgfältige Analyse des Scheiterns von Jugendhilfemaßnahmen und die daraus abgeleiteten Schlüsse für das Gelingen der Folgehilfe wären.

Die – häufig sehr engagierten – Fachkräfte in Jugendämtern und FM-Heimen sehen allerdings oft nur begrenzte Möglichkeiten der Jugendhilfe, auf die „Karrieren" dieser Mädchen und Jungen einzuwirken. Zudem betrachten keineswegs alle Fachkräfte die FM nur als letzte Möglichkeit, „wenn nichts anderes mehr geht" (so ein Jugendamtsmitarbeiter) sondern formulieren auch positive Ziele für die Jugendlichen. Die FM soll:

- Entwicklungsmöglichkeiten auch bei mangelnder Einsicht der Jugendlichen sichern und ihnen Alternativen zu ihrem bisherigen Lebensstil bieten: *„Ich war der Meinung, bei ihm muss noch was zu machen sein. Ich wollte, dass er noch mal mit klarem Kopf und ohne seine Drogenclique darüber nachdenken kann, ob er nicht doch was ändern will"* (Fachkraft Jugendamt).

- Schutz bieten: „Viele Mädchen sehen dann doch, dass das Heim für sie auch ein Schutz ist!“ (Fachkraft Heim).
- Grenzen setzen, die Eltern, Schule und offene Jugendhilfe nicht mehr setzen können: *„Wer setzt denn sonst Grenzen? Wir können doch nicht warten, bis die Justiz eingreift!“* (Fachkraft Jugendamt)
- die Jugendlichen auf gesellschaftlich akzeptierte Ziele orientieren, so dass sie Erfolge in der Schule und soziale Anerkennung erreichen, die ihr Selbstwertgefühl und ihre Selbstwirksamkeits-Überzeugung stärken: *„Dann hat sie endlich mal die Möglichkeit, zu erfahren, dass sie etwas kann“* (Fachkraft Heim).
- Ressourcen aktivieren: „Er hat eigentlich ganz viel Sozialkompetenz, draußen ist er immer angeeckt, und hier hat er sich wirklich auch um andere gekümmert und war auch recht beliebt“ (Fachkraft Heim)

Die Erstinterviews und die Fragebogenerhebung zeigen, dass auch die befragten Jugendlichen selbst zum Ende ihres Aufenthalts in einer teilgeschlossenen Gruppe meist bestätigten, dass sie vor der FM *„ziemlich viel Mist“* gemacht hätten, von dem sie sich am Ende der FM zumindest verbal distanzierten, so z.B. Amy, die meint: *„Ich war voll im Drogensumpf und wäre da nicht alleine rausgekommen. Ich hatte noch nicht mal den Willen dazu.“* Zwar beschrieben sie ihr Fehlverhalten nicht gerne so ausführlich, wie es ihre Akten tun, aber erstaunlich ist, dass sie die Verantwortung dafür überwiegend bei sich selbst und weniger in ihren durchweg sehr problematischen und belastenden Familiensituationen suchten (etwa: *„ich habe mit meiner Mutter nur noch gestritten“* (Jenny) oder *„ich bin immer wieder abgehauen und hab viel Mist gemacht“* (Bernd). Diese Tendenz der Jugendlichen dürfte vor allem mit ihrer Loyalität zu ihren Familien (vgl. Conen 2002: 34ff) zusammenhängen, zum anderen aber auch damit, dass sie keinen Vergleichsmaßstab haben dafür, was eine intakte Familie sein könnte, sowie mit ihrem Wunsch, ihre Familie als „ganz normal“ sehen zu können, und vielleicht auch damit, dass sie sich nicht nur als bloßes Opfer der Verhältnisse, sondern doch mit einer gewissen Handlungsfähigkeit ausgestattet sehen und darstellen wollen.

# 4 Mangelnde Vorbereitung auf die FM und Einweisung als Schock

## 4.1 Fallskizzen

Hier zunächst einige Fallskizzen[5] dazu, wie Vorgeschichten und Einweisungen verlaufen können und wie die Jugendlichen darauf reagierten:

**Sienna** kam mit 15 Jahren nach der Scheidung ihrer Eltern in die FM. Zuvor hatte sie in der Schule ihre Lehrer und zuhause ihre Mutter bedroht,

5 Im Folgenden wird vor allem auf diese exemplarischen Fälle zurückgegriffen, aber auch auf weitere Beispiele und Zitate von anderen Jugendlichen. Alle im Text genannten Namen sind selbstverständlich anonymisiert.

war nachts nicht mehr nach Hause gekommen und danach aus etlichen offenen Einrichtungen als „untragbar“ entlassen worden. Sie lebte zwischendurch wochenlang *„auf der Straße“* und ließ sich schließlich von ihrem Jugendamt zu einem Vorstellungsgespräch in einer teilgeschlossenen Einrichtung überreden. Als sie dann aber gleich dort bleiben sollte, fühlte sie sich hintergangen, insbesondere von ihrer Mutter, die die Unterbringung *„hinter ihrem Rücken“* beantragt habe. Sie gab aber auch zu, dass sie freiwillig nie in diese Einrichtung gegangen wäre. Von ihrer Anfangszeit berichtete sie im Erstinterview:

*„Ich hab mich gewehrt, ich hab gedroht, weil ich gehofft habe, dass sie mich wieder rauswerfen und sagen, mit der kann man nicht zusammenarbeiten. Drei Monate hab ich das gehofft!“*

Doch anders als sonst erreichte sie ihr Ziel nicht, sondern bekam wegen ihrer massiven Aggressivität und ihrer Drohungen, sich selbst oder den Betreuenden etwas anzutun, in den ersten Wochen mehrfach Zimmerarrest. Manchmal wurde sie sogar für wenige Stunden in den Isolationsraum gebracht.

Als **Ron** mit 14 Jahren in die FM kam, hatte er seit Monaten keine Schule mehr besucht. Den Grund dafür konnte er nicht benennen: *„Weiß nicht, war halt, hatte keine Lust.“* Nach einigen gescheiterten Unterbringungen in offenen Einrichtungen, in die er wegen Schulversäumnissen, Drogen- und Gewaltdelikten gekommen war, lebte er wieder bei seiner Mutter, die ihm allerdings weder Grenzen setzen noch Orientierung bieten konnte. Dort saß er tage- und nächtelang vor der Playstation, nahm Drogen und war zeitweise höchst aggressiv, sodass die Mutter schließlich eine FM beantragte. Ron behauptete, das wäre ihm zunächst *„egal“* gewesen, doch als der richterliche Beschluss vorlag, ein Heimplatz gefunden war und Ron mit ins Heim fahren sollte, versteckte er sich. So kam es zu einem *„Abtransport durch die Polizei“*. Gleich am zweiten Tag in der FM nutzte Ron die Gelegenheit, durch ein offenes Fenster zu entweichen, wurde allerdings sehr bald wieder aufgegriffen und in die Einrichtung zurückgebracht. Seiner Akte ist zu entnehmen, dass er zur *„Entweichprävention“* fortan einige Nächte im Isolierraum des Heims verbringen musste, der von den Jungen nur *„Iso-Zelle“* genannt wurde.

**Jasmin** ging mit 13 Jahren nicht mehr zur Schule, nahm Drogen, trank, blieb nachts weg und ließ sich auch in Straftaten hineinziehen. Ihre alleinerziehende Mutter war machtlos gegen ihr Verhalten und wandte sich ans Jugendamt. Doch Jasmin wollte keinerlei Hilfe annehmen. Die Mutter stellte schließlich einen Antrag auf Freiheitsentzug beim Familiengericht. In einer ersten Anhörung gab der Richter Jasmin einige Monate Zeit, ihr Verhalten zu ändern, sonst würde er die Genehmigung für ein „geschlossenes Heim“ erteilen. Jasmin kümmerte sich nicht darum, glaubte sie doch nicht, dass ihre Mutter und der Familienrichter ihre Drohung wahr machen würden. Als es doch soweit kam, fügte sie sich aber der Einweisung. So kam sie mit 14 Jahren „freiwillig“, begleitet nur von ihrer Mutter, ins Heim. Jasmin betonte, dass sie die Anfangsphase viel besser überstanden, weniger geweint und weniger *„herumgeschrien“* hätte, wenn ihr wenigstens der Telefonkontakt mit ihrer Mutter erlaubt worden wäre. Zudem belastete es sie sehr, dass der

Beschluss des Familiengerichts zunächst keine Befristung enthielt, sodass sie fürchtete, sie müsse nun zwei Jahre in der FM bleiben. Da für sie keine Verfahrenspflege bestellt wurde, konnte sie sich mit ihren Ängsten auch an niemanden wenden. Erst nach sechs Wochen bekam sie einen auf ein Jahr befristeten Beschluss. Obwohl Jasmin betonte, dass sie sonst *„gerne ihre Meinung sagt",* passte sie sich in der FM – nach einigen Zusammenstößen mit den Betreuenden – den Regeln äußerlich fast perfekt und recht schnell an und kam dann, wie ihre Betreuerin bestätigte, *„glatt durch"*. Sie berichtete allerdings im Erstinterview, dass sie ihre Gefühle fortan mit sich selbst ausmachte, also etwa die Wut und Verzweiflung, wenn sie freitags abends im Heim festsaß und nicht wie sonst mit ihren Freunden in die Disco gehen konnte. Im Zweitinterview meinte sie sogar, sie sei während ihres gesamten Aufenthalts im Heim *„nie so gewesen, wie ich wirklich bin"*. Ihr Motiv dafür war *„einfach Angst"* vor den sonst drohenden Ausgangssperren, dem Zimmerarrest oder gar dem Isolationsraum.

Wie diese für die Interviews und die Fragebogenauswertung typischen Fallskizzen zeigen, reagierten die meisten der befragten Jugendlichen anfangs mit großem Widerstand auf die Einweisung: Sie konnten die Hilfe, die von Eltern und Jugendhilfe als *„letzte Chance"* für sie gedacht war, anfangs meist nur als Strafe wahrnehmen und wehrten sich mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln (vgl. Permien 2006).

Die Jugendlichen bestätigten in den Erstinterviews, dass sie häufig mit Einstweiligen Verfügungen und damit zum Teil ohne vorherige richterliche Anhörungen und ohne psychiatrische Begutachtung untergebracht (s. Hoops/Permien 2006) wurden. Zudem wurden sie im Vorfeld der Unterbringung auch oft kaum in die Hilfeplanung einbezogen – sei es, weil sie sich den Terminvorgaben entzogen oder weil man sie, wie z.B. Sienna, bewusst nicht einband, um zu vermeiden, dass sie *„ganz abtauchen"*. Von daher kam aus der Sicht der Jugendlichen die Einweisung oft *„völlig überraschend"* (Jasmin) und wirkte als *„Schock"* (Selma). Dies galt auch dann, wenn die Unterbringung angekündigt bzw. angedroht wurde, denn das hatten viele der Jugendlichen ignoriert. Verstärkt wurde der Schock noch, wenn, wie im Fall von Jasmin und einzelnen anderen, in den Beschlüssen der Familiengerichte die Befristung fehlte. Manche Jugendliche hatten auch geglaubt, dass sie aufgrund der Befristung in den einstweiligen Anordnungen das Heim nach sechs Wochen wieder verlassen könnten und reagierten sehr heftig, wenn sie dann von den Betreuenden oder anderen Jugendlichen erfuhren, dass der Anordnung in aller Regel weitere und längerfristige Beschlüsse folgen würden. Hier erwies es sich als großer Mangel, dass die Jugendlichen entweder gar keine Verfahrenspflege hatten oder diese im Familiengerichtsverfahren nicht als Hilfe für sich wahrnahmen – u.a. weil die Verfahrenspflege oft erst sehr spät bestellt wurde. Das (anfängliche) Erleben der FM als „Strafe" wurde für einige der Jugendlichen noch verstärkt durch die Negativzuschreibungen an ihre Person und ihr Verhalten, die sie in den Gerichtsbeschlüssen oder in den psychiatrischen Gutachten als Begründung für die Unterbringung fanden.

Allerdings gab es auch einzelne Jugendliche, die sich unter dem Druck ihrer gravierenden Probleme *„freiwillig"* für eine Unterbringung entschieden

oder sich nach einem Vorstellungsgespräch im Heim etwas bereitwilliger darauf einließen.

So hatte **Martin** – aufgrund der Überforderung seiner alleinerziehenden und kranken Mutter mit der Erziehung von zwei Söhnen seit seinem achten Lebensjahr im Heim –nach Abbruch der letzen von vier stationären Maßnahmen zusammen mit seinem älteren Bruder mehr oder weniger auf der Straße und von Diebstählen und Raubüberfällen gelebt und unmäßig getrunken. Inzwischen 15 Jahre alt, entschied er sich, wie er betonte, *„freiwillig"* für die *„Geschlossene"*, um nicht im *„Knast"* zu enden wie sein Bruder. Er kam, an Heime gewöhnt, mit den Regeln von Anfang an oberflächlich gut zurecht, ließ aber lange Zeit niemanden an sich heran.

Die Erstinterviews ergaben, dass sich viele der befragten Jugendlichen kein realistisches Bild davon machen konnten, was sie in einer freiheitsentziehenden Maßnahme erwartet. Denn im Gegensatz zu anderen Fremdunterbringungen können die Jugendlichen sich das Heim nicht aussuchen, sie können dort nicht „Probewohnen", und sie konnten sich nach eigenen Aussagen auch dann, wenn es tatsächlich zu einem Vorstellungsgespräch in der FM gekommen war, nicht wirklich vorstellen, was „individuelle Teilgeschlossenheit" bzw. „schrittweise Öffnung" im Alltag für sie bedeuten würde. Und auch, wenn es denn überhaupt zu regulären Hilfeplangesprächen kam, konnte dies ihnen im Vorfeld von den für sie zuständigen Jugendamtsfachkräften oft nicht hinreichend erklärt werden, da diese aufgrund der Seltenheit von FM die entsprechenden Heime meist selber zu wenig kennen und ihrerseits nicht unter verschiedenen Heimen wählen können, sondern froh sein müssen, wenn sie überhaupt einen Platz bekommen (vgl. Hoops/Permien 2006, Kap. 5).[6]

Die meisten Jugendlichen erlebten zudem die abrupte Trennung von Eltern, Geschwistern, Haustieren und anderen vertrauten – wenn auch oft fragwürdigen – Lebensbezügen sowie die Geschlossenheit der Gruppe als *„furchtbar"* (Cora) oder *„ganz schrecklich"* (Josy). Die konzeptionell festgelegten anfänglichen Ausgangs- und Kontaktsperren und die strengen Regeln stießen anfangs meist auf Unverständnis und Ablehnung der Jugendlichen – auch wenn sie im Nachhinein Verständnis dafür zeigten, dass sie anfangs das Heim bzw. den Innenhof nicht verlassen durften.

Für die Jugendlichen bedeutet die anfängliche Abschottung von allem Vertrauten gleichzeitig eine „unausweichliche" Konfrontation mit der fremden neuen Umwelt, den Betreuenden und der Heimgruppe. Dabei zeigen die Erstinterviews, dass die schon länger untergebrachten Jugendlichen den „Neuen" nicht selten zunächst kräftig zusetzten und diese um eine akzeptable Position in der Gruppe kämpfen mussten (s. Kap. 7).

6 Wie aus aktuellen Gesprächen mit verschiedenen Heimleitungen hervorgeht, hatte die DJI-Studie auch starke formative Effekte: So bestehen die Heimleitungen inzwischen stärker als zum Zeitpunkt unserer Studie auf Vorstellungsgesprächen sowie darauf, dass die Beschlüsse korrekt sind und regen ggf auch die Bestellung einer Verfahrenspflege bzw. eines Verfahrensbeistandes an. Leider wurde die Bestellung eines Verfahrensbeistandes in allen FM-Fällen im neuen FamFG (Gesetz über das Verfahren in Familiensachen und in den Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit) nicht verbindlich gemacht.

## 4.2 Am Anfang: Zwang und Konfrontation statt Partizipation und Kooperation

Wie unsere Studie belegt, können die in der Kinder- und Jugendhilfe allgemein anerkannten, wenn auch längst noch nicht optimal realisierten Standards der Partizipation, der Lebensweltorientierung und der Wohnortnähe in der FM besonders schlecht umgesetzt werden. Auch die Einbeziehung der Eltern als „Koproduzenten" der Hilfe erwies sich schon wegen der häufig großen räumlichen Entfernung der Heime vom Wohnort der Familien als sehr schwierig. Dazu kamen zum Teil starke Ambivalenzen der Eltern gegenüber der FM, sehen sie sich doch nicht selten genötigt, sich vor ihren Kindern zu rechtfertigen: So berichteten einige Jugendliche, ihre Eltern hätten ihnen erklärt, dass sie den Antrag auf Genehmigung einer FM beim Familiengericht nur gestellt hätten, weil das Jugendamt sie unter Druck gesetzt hätte. Dieser Erklärung widersprachen die Betreuenden nicht selten mit dem Hinweis auf die Eigenverantwortung der Eltern: *„Selbst wenn das Jugendamt wirklich Druck gemacht haben sollte – die Eltern haben schließlich den Antrag unterschrieben!"*, so eine Betreuerin.

Die strukturellen Bedingungen von FM führen somit dazu, dass vor allem in der Anfangsphase der Unterbringung den Elementen Zwang, Abschottung und Konfrontation eine zentrale Rolle im Erziehungsalltag zukommt (vgl. Hoops 2004) und die Jugendlichen diese Phase als extremen Stress für sich erlebten. Wie später zu zeigen ist, kann sich die mangelnde Einhaltung der genannten Jugendhilfe-Standards nicht nur zu Beginn der Unterbringung, sondern auch zu ihren Ende als problematisch erweisen (s. Kap. 10–11).

Diese rigide Gestaltung der Anfangsphase mag angesichts der Problematik der Jugendlichen unvermeidbar erscheinen, erschwerte nach unseren Ergebnissen aber die Kooperation zwischen vielen Jugendlichen und Betreuenden erheblich und führte nach Aussagen der Jugendlichen zu erhöhten Belastungen, erheblichem Misstrauen gegenüber den Betreuenden und nicht selten „zwangsläufig" zu Zwist mit den anderen Jugendlichen. In nicht wenigen Fällen verschärfte sich, wie bei Sienna und Ron, zunächst oft genau das Problemverhalten, das eigentlich abgebaut werden sollte.

Dabei lassen sich grob drei Verarbeitungsmuster im Umgang mit dem erhöhten Stress zu Beginn der Unterbringung unterscheiden. Diese Muster waren für die Jugendlichen und ihre Überlebensstrategien möglicherweise schon bisher typisch (vgl. zu diesen Reaktionstypen Schneider 2006):

**„Rebellisches Verhalten":** Die Jugendlichen reagierten auf Regeln und Anforderungen mit oft heftiger Opposition, mit Beleidigungen des Personals und „Ausrastern". Dabei bleibt offen, ob hier eher unkontrollierte Impulsivität im Vordergrund steht oder der Versuch, ihre Ziele (z.B. einen Rausschmiss) doch noch zu erreichen und größtmögliche Autonomie zu wahren. Kam z.B. jemand Ron in den ersten Wochen zu nahe, so wurde er bedroht, und auch Sienna drohte und wehrte sich mit allen ihr verbleibenden Mitteln, sodass sie öfter isoliert wurde.

**„Anpassung bzw. strategische (Über-)Anpassung“**: Es gab aber immer wieder auch einzelne Jugendliche wie Martin und Kristina, die mit den Regeln tatsächlich keine großen Probleme hatten oder, wie z.B. Jasmin – meist aus Angst vor Isolierung und anderen harten Konsequenzen und *„um möglichst schnell höher gestuft zu werden“* (Amy) – von Anfang an recht gut zu einer Anpassung oder auch zu einer „strategischen (Über-)anpassung“ in der Lage waren, und sich nach dem Eindruck ihrer Betreuerinnen *„recht problemlos*“ einfügten. Hielt diese Überanpassung allerdings an und verbargen die Jugendlichen auf Dauer ihre Probleme, so ersparte ihnen dies zwar Auseinandersetzungen, aber dadurch konnten sie u.U. in der FM auch nicht so viel für sich und ihre Entwicklung gewinnen. Dorian allerdings passte sich an, weil ihm die geschlossene Unterbringung, von der auch er überrascht wurde, sehr deutlich machte, *„dass es so nicht mit mir weitergehen kann, wenn ich nicht im Knast enden will“*.

**„Depressive Reaktionen“:** Nicht selten gab es Jugendliche, die eher depressiv mit *„Heimweh“* (Josy) und Verzweiflung *(„ich habe am Anfang nur geheult“* (Cora) oder Verlassenheit (*„ich hab mich am Anfang völlig verlassen gefühlt“*, so Madeleine) bis hin zu Selbstmordideen auf die *„schreckliche Geschlossenheit“* (Sola) reagierten.

Nach Aussagen von Jugendlichen und Betreuenden brauchen die Jugendlichen für die Eingewöhnung oft mehrere Wochen, die für die pädagogische Arbeit nur bedingt nutzbar sind. So sagte z.B. Laura: *„Mir ging es erst wieder besser, als ich wieder telefonieren durfte“*.

Nun sind Menschen keine „trivialen Maschinen“ (v. Foerster, zit. nach Schleiffer/Müller 2002), die im Erziehungsprozess einfach den Zielen der Jugendhilfe entsprechend programmiert werden könnten. Deshalb kann es zu einer Umkehrung der durch den Freiheitsentzug nicht selten induzierten „Problemspirale“ und zu den erwünschten Veränderungen nur dann kommen, wenn die Jugendlichen irgendwann bereit sind bzw. motiviert werden können, auf das paradoxe Angebot der „Erziehung unter Zwang“ ebenso paradox zu reagieren: Da Sozialisation nur als Selbstsozialisation möglich ist, müssen sie ein gewisses Vertrauen in den Sinn der FM entwickeln und sie nicht mehr nur als „Strafe“, sondern auch als „Chance“ sehen. Und sie müssen bereit sein, die Angebote – zumindest teilweise – quasi „freiwillig“ für sich und ihre Entwicklung zu nutzen und sich – indem sie sich quasi selbst „trivialisieren“ – für die Einflüsse des FM-Settings öffnen (vgl. Schleiffer/Müller 2002; Schwabe 2009).

Diese (Selbst-)Motivierung kann auf verschieden „Kanälen“ erfolgen, so können z.B. für Jugendliche wie Martin, die vorher auf der Straße gelebt haben bzw. von Gewalt bedroht waren, die Sicherheit und die gute Versorgung in der FM einen wichtigen Pluspunkt und einen Ausgangspunkt für eine Neuorientierung darstellen, oder die Jugendlichen können durch positiv bewertete inhaltliche und Beziehungsangebote in Gruppenalltag, Schule und Freizeit zur Mitarbeit gewonnen werden. Offenbar tragen auch die Orientierung bietenden Strukturen, Regeln und Konsequenzen dazu bei, dass die Jugendlichen irgendwann sagen: *„Ist ja vielleicht doch eine Chance, Neustart zu machen“* (Nora) oder, *„plötzlich hat es Klick gemacht“* (Madeleine).

Wie sich hier schon andeutet, lassen sich im FM-Setting verschiedene „Wirkfaktoren“ unterscheiden, die allerdings nicht völlig losgelöst voneinander betrachtet werden können. Zudem soll hier nochmals auf die eingangs gemachten Einschränkungen zu den Möglichkeiten der Erfassung von Wirkungen hingewiesen werden.

Auf die Bewertung der strukturellen und sozialen Rahmenbedingungen und die Einschätzungen ihres Einflusses auf die Entwicklung der Jugendlichen in FM wird im Folgenden eingegangen. Dabei steht zunächst der Heimalltag mit seinen Strukturen, Angeboten, Regeln und Konsequenzen im Mittelpunkt, sodann werden die Beziehungen zwischen Jugendlichen und Betreuenden sowie das Zusammenleben in der Heimgruppe beleuchtet und schließlich die Bewertung und die Wirkungen der Kooperation zwischen Heim, Jugendamt, Eltern und Jugendlichen.

# 5 Wirkfaktor Heimalltag: Gute Angebote – aber (zu) starre Regeln und (zu) harte Konsequenzen?

## 5.1 Schule sowie Freizeit- und Lernangebote

Die meisten Jugendlichen schätzten rückblickend die im Rahmen der FM angebotenen und in jeder Einrichtung etwas unterschiedlichen Freizeit- und Lernangebote sehr positiv ein. Viele bezeichneten Ausflüge, Heimfeste und Ferienfreizeiten sogar als ihre besten Erfahrungen in FM. Dies nicht nur, *„weil die Betreuer da viel lockerer waren als sonst“*, wie Moritz bemerkte, sondern auch, weil diese Angebote häufig neue und nicht bereits negativ besetzte Möglichkeiten der Erfahrung von Selbstwirksamkeit boten. Sienna z.B., die zwei Jahre in der FM war und mit dem Gruppenalltag und der Schule zunächst große Probleme hatte, begeisterte sich für das Trampolinspringen als Freizeitaktivität – zu der sie vorher, wie viele andere sozial benachteiligte Jugendliche, keinen Zugang hatte.

Auch die heiminterne Schule erfuhr oft hohe Wertschätzung, sei es als willkommene Abwechslung im auf die Dauer doch monotonen Tagesablauf, sei es, weil bei vielen Jugendlichen hinter ihrer äußeren Unangepasstheit durchaus der Wunsch nach einer – gerade für sie allerdings kaum realisierbaren – „Normalbiografie“ mit Schul- und Ausbildungsabschluss und schließlich mit Berufstätigkeit stand. Die auf die individuellen Möglichkeiten der Jugendlichen abgestimmten Lernangebote in kleinen Gruppen konnten selbst bei hartnäckigen Schulverweigerern oft wieder eine gewisse Lust am Lernen wecken. So strengte sich Sienna im letzten halben Jahr der FM in der Schule richtig an und konnte schließlich – ebenso wie Jasmin – sehr stolz auf ihren Schulabschluss sein. Auch Ron und Martin hatten erstmals positive Schulerlebnisse und fühlten sich nicht nur durch Lehrer und

Betreuende motiviert, aus ihrem Leben *„etwas zu machen“,* sondern sehen nun auch reale Chancen dafür.

## 5.2 Regeln und Konsequenzen: vielfach förderlich, manchmal kontraproduktiv?

Jugendliche, die vor der FM oft *„gemacht haben, was sie wollten“,* sehen sich in der FM plötzlich mit einem strengen Regelwerk konfrontiert. Im Bemühen der Einrichtung, den Jugendlichen quasi nachträglich noch „Struktur“ und „Basics“ des üblichen Sozialverhaltens zu vermitteln, müssen sich nun 12 bis 17-Jährige, die sich oft weit über ihr Alter hinausgehende Freiheiten genommen hatten, nun plötzlich an Regeln halten, die ihre Freiräume und damit auch ihre Selbstverantwortung drastisch auf das Niveau von Kindern absenken. Entsprechend schwer, so zeigten die Ergebnisse sowohl der Fragebogen wie der Erstinterviews, fiel den Jugendlichen das Klarkommen mit Regeln – und für viele galt das bis zum Schluss, auch wenn sie doch erhebliche Verbesserungen für sich reklamierten. Die Betreuenden bestätigten diese Einschätzungen in der Tendenz, sie sahen allerdings auch zum Ende der Unterbringung in puncto Regelakzeptanz und Regeleinhaltung noch wesentlich mehr Defizite bei den Jugendlichen als diese selber.

Trotz dieser Probleme zeigen die Ergebnisse aus Interviews und Fragebogenerhebung, dass viele Jugendlichen dem engen Rahmen und den strengen Regeln und Konsequenzen zumindest am Ende ihres Aufenthalts und auch in den Zweitinterviews durchaus positive Bedeutung beimaßen, denn so hätten sie gelernt, dass es auch für sie Grenzen gibt, und sie nicht *„einfach tun können, was sie wollen“* (Josy) und ihr Handeln nicht ohne Konsequenzen bleibt. Auch Jasmin erklärte im Zweitinterview, sie habe bereits vor „der Geschlossenen“ gewusst, dass *„ der ganze Blödsinn, den ich da gemacht habe, falsch ist und was eigentlich richtig wäre. … Aber das von [Name des Heims] habe ich einfach gebraucht, dass sich was geändert hat, dass ich kapiert habe, so kann´s nicht weiter gehen“.*

Insofern bieten die Regeln und Konsequenzen zusammen mit dem festen Tagesablauf aus Sicht der Jugendlichen zum einen Orientierung und Verlässlichkeit. Diese wurden zum Teil besonders von den Jugendlichen geschätzt, die sich bisher auf nichts verlassen konnten und auch in diesem Sinne verlassen waren. Die Verlässlichkeit der Regeln förderte auch Selbstverantwortung und Planungsverhalten. So meinte Lara, *„Ausgänge und so, das muss man sich halt erarbeiten, das kommt auf das Mädel drauf an“*, und Laura ergänzte, *„man musste sich sagen, ich pack das, und dann packt man das auch“.*

Zum anderen förderte das Abschreckungs- und Strafpotential der Regeln und Konsequenzen zumindest Selbstbeherrschung und die Fähigkeit, sich an Regeln zu halten, und manchmal sogar die Einsicht in die Sinnhaftigkeit und den Nutzen von Regeln. Vor allem in den Zweitinterviews betonten viele Jugendliche, dass ihnen der Zwang zur Einhaltung von Regeln geholfen hätte, in offenen Settings wieder zurechtzukommen. So konnte sich z.B.

Martin recht gut im Betreuten Wohnen halten und war überzeugt, *„durch die Regeln und die Strenge da drin hab ich das gelernt“*.

Allerdings sahen die Jugendlichen längst nicht alle Regeln und Konsequenzen als sinnvoll oder für sich passend oder förderlich an, manche Konsequenzen fanden sie *„total unnötig und übertrieben“* (Marvin), manches viel zu streng und bevormundend (wie z.B. Beschränkung des Zigarettenkonsums und die frühe Nachtruhe). Die Durchsetzung der Regeln mittels der Androhung harter Konsequenzen wie etwa Zimmerarrest empfand nicht nur. Amy als *„Erpresserspielchen“*. Als *„unsinnig“* erlebte Regeln provozierten selbstverständlich auch den Widerstand der Jugendlichen und ein heimliches Unterlaufen der Regeln. So besuchten sich die Jugendlichen z.B. trotz aller Verbote nachts gegenseitig in ihren Zimmern oder schmuggelten trotz aller Kontrollen doch immer wieder Zigaretten, Alkohol oder Drogen in die Gruppe, wie Jugendliche aus verschiedenen Heimen berichteten. Jenny nannte die Regeln und Konsequenzen sogar als Grund dafür, dass sie aus dem Heim weglief: *„Da hatte man überhaupt keine Lust mehr!“* Und auch Marvin konstatierte trotzig: *„Das war sozusagen Zwang, dass ich mich ändere … Aber seit ich raus bin aus dem Zwang, mache ich meine Scheiße weiter“* – zum Glück war er aber nicht mehr so unkontrolliert aggressiv, dass es ihm Strafanzeigen einbrachte.

Sienna lehnte sich immer wieder gegen die *„dummen“* Regeln auf: *„Warum darf man z.B. nicht mehr als sechs Zigaretten rauchen, ich bin doch schon 17?“* Ihr fiel es vor allem am Anfang sehr schwer, nicht „auszurasten“ und die Fachkräfte und die anderen Mädchen nicht zu beleidigen, zu belügen oder ihnen zu drohen. Wurde sie mit ihren Regelverstößen konfrontiert, wehrte sie sich heftig gegen jegliche Kritik an ihrem Verhalten, die sie zunächst nur als Abwertung ihrer ganzen Person begreifen konnte. Entsprechend musste sie sich mit oftmals harten Konsequenzen wie Zimmerarrest arrangieren. Dies hinderte sie allerdings nicht daran, mehrmals wegzulaufen. Sienna verhielt sich also während der FM weiterhin recht „rebellisch“ und konnte viele der Regeln in der FM weder akzeptieren noch einhalten. Auch im Zweitinterview gab sie zu erkennen, dass sie auch in Nachhinein noch viele der Regeln und Konsequenzen in der FM für unsinnig hielt, meinte aber, *„ich musste unter Zwang lernen, mich überhaupt mal an Regeln zu halten – woanders hätte ich das nie gelernt!“*

Wir trafen zwar auf einige Jugendliche, die das Regelsystem nicht nur schnell durchschauten, sondern auch relativ gut in der Lage waren, ihr Verhalten entsprechend zu steuern. Die meisten anderen Jugendlichen aber rieben sich anfangs sehr an den „harten“ Regeln und Konsequenzen, wenn auch manche betonten, dass diese transparent und nicht willkürlich gehandhabt wurden: *„Man wusste das ja vorher, welche Konsequenzen man zu erwarten hatte, da konnte man sich ja vorher überlegen, ob man zu spät vom Ausgang zurückkommt“,* so Valerie. Andere Jugendliche, wie z.B. Sienna waren viel zu impulsiv, um sich derart zu beherrschen. Oder ein (nicht genehmigtes) Treffen mit der Familie, Freund, Freundin oder der alten Clique war ihnen so wichtig, dass sie dafür wegliefen bzw. nicht rechtzeitig von einem Ausgang oder einer Heimfahrt zurückkehrten und entsprechende Konsequenzen in Kauf nahmen.

Viele der in den Gruppen geltenden Regeln und Konsequenzen sowie der geregelte Tagesablauf können nach Meinung der Jugendlichen wie der Betreuenden also durchaus neue Lernmöglichkeiten eröffnen: Die Jugendlichen konnten z.B. erleben, dass Konfliktaustragung möglich ist, ohne das Gegenüber zu verletzen oder gar Gewalt anzuwenden. Die zumindest ansatzweise Umsetzung dieses Wissens konnte, wie die Zweitinterviews zeigen, offenbar einige Jungen, die schon mit Gewaltdelikten straffällig geworden waren, vor Haftstrafen bewahren. Für manche Jugendlichen auch war es eine völlig neue Erfahrung, dass man sich für Fehlverhalten entschuldigen und einen verursachten Schaden wieder gutmachen musste – und dies auch konnte. Oder sie erlebten, dass das Anerkennen der Regeln und ihre Mitarbeit in der Schule zu neuen und befriedigenderen Selbstwirksamkeitserfahrungen führten als ihr früher intensiv betriebenes Stören des Unterrichts.

Wie sowohl die Ergebnisse der Interviews wie der Fragebogenerhebung zeigen, gibt es aber auch Konsequenzen, die von vielen Jugendlichen abgelehnt wurden. Das sind v.a. längere, also über ein bis zwei Stunden hinausgehende Isolierungen im Time-out-Raum, sowie längerer, sich manchmal über drei Tage hinziehender Zimmerarrest und längere Ausgangssperren. Diese wurden von fast allen Jugendlichen vor allem als Strafe und zum Teil als Demütigung erlebt und nicht als sinnvolle Konsequenz. Ron z.B., der nach eigener Einschätzung von der Unterbringung stark profitiert hat und *„froh um die Erfahrung insgesamt"* war, schlug vor*: „Diese dreckigen Isos – abschaffen müsste man die!"*

Dorian stand ziemlich allein mit seiner Meinung, *„die stecken einen ja nicht umsonst ins Zimmer, sondern damit man weiß, dass man was falsch gemacht hat, dass man die Zeit auch nutzen soll, dass man sich Gedanken macht"*.

Während aber die Jungen Gefühle von Demütigung, Angst und Wut in Bezug auf die Isolation weniger ansprachen, wurden diese von den Mädchen sehr häufig thematisiert. Sienna lehnte im Zweitinterview Isolation und Zimmerarrest sogar noch massiver ab als im Erstinterview:

*„Und im Heim hat man Zimmer gekriegt, drei Tage lang … durftest du da schmoren wie ne Bescheuerte, durftest gar nichts machen, und hinterher wurde gar nicht groß darüber gesprochen. Also man ist zwar bestraft worden, aber direkt auf die Situation bezogen wurde da kaum was gemacht."*

Auch Jasmin bezweifelte im Zweitinterview den Sinn von mehrtägigem Zimmerarrest und sprach damit auch für andere Jugendliche:

*„Also bei den meisten Mädchen, wenn die nach 2, 3 Tagen da aus ihren Zimmern rausgekommen sind, war es noch viel schlimmer, als bevor sie da reingekommen sind. Die waren dann so was von aggressiv und voll Hass auf die Betreuer. … Dadurch, dass sie in diesem kleinen Zimmer eingesperrt sind, niemand sie versteht, nicht verstehen kann, was wirklich los war und was jetzt in ihnen vorgeht. … Und die Betreuer konnten dann gar nicht mehr auf sie eingehen … Also ich fand es keine gute Idee, dieses Einsperren. … Ich denke, bei den meisten Mädchen hätte einfach nur reden geholfen."*

Und Josy meinte: „*Wenn die Mädels Randale machen, wollen sie eigentlich nur, dass jemand zu ihnen kommt und sie in den Arm nimmt und mit ihnen redet"*.

Tatsächlich erinnern die in den Interviews beschriebene Angst und der Abscheu gegenüber Isolierungen in „Versperrzimmern" oder Time-out-

Räumen bzw. die traumatischen Erfahrungen mancher Jugendlicher damit fatal an die Schilderungen früherer Heimkinder von ihren Aufenthalten in den „Besinnungsstübchen" der Heime von 1950–1970 (Wensierski 2006). So, wenn Amy sagt, *„Mädels wie ich, die sind dann irgendwann einfach gebrochen, die konnten dann nicht mehr. Da waren die Konsequenzen einfach so extrem, da fügt man sich dann einfach"*.

Solche *„extremen"* Konsequenzen bergen also nicht nur die Gefahr der (Re-)traumatisierung, sondern erscheinen zudem „inkonsequent", da sie nach unseren Ergebnissen weder die erhofften neuen Einsichten förderten, noch zum Erwerb und Training der erwünschten neuen Kompetenzen führten und damit auch die Erfahrung von Selbstverantwortung und Selbstwirksamkeit verhinderten. Den Jugendlichen schien dadurch vielmehr wichtige Zeit zum Lernen und zur Neuorientierung verloren zu gehen.

Als „Verhinderungspädagogik" und Strafmaßnahmen mögen also längere Isolation und längere Ausgangssperren für die begrenzten Möglichkeiten des FM-Settings funktional sein, unterbrechen sie doch das Fehlverhalten und verhindern Konflikteskalationen. Für die Entwicklung der Jugendlichen erscheinen sie mindestens dysfunktional, wenn nicht sogar schädlich und schädigend. Denn sie konditionierten, dies lässt sich aus der Mehrzahl der Aussagen der Jugendlichen schließen, vor allem auf Gehorsam und Unterwerfung – auch wenn sie zum „Nachdenken" anregen sollten. Solche und andere als *„zu hart"* oder *„unsinnig"* erlebten Konsequenzen können statt oder neben positiven Lerneffekten auch durch Angst bedingte Überanpassung, „innere Emigration" und Verstellung, Rebellion und verstärkte Aggressivität oder gar einen „Kampf gegen das System" provozieren, wie z.B. bei Sola, die immer wieder gegen die Regeln verstieß, deshalb immer wieder Zimmerarrest bekam und darauf mit heftigen Selbstverletzungen reagierte: *„Ich kann es nicht ertragen, wenn man mich einsperrt"*.

Auch für Jenny, die zeitweise (während des Urlaubs ihrer Bezugsbetreuerin!) mit totaler Verweigerung auf alle Anweisungen und Regeln reagierte, hieß die Konsequenz zunächst immer wieder Zimmerarrest: *„Ich saß dann nur noch in meinem Zimmer, … und dann bin ich mal ausgerastet, dann hab ich ‚Versperrzimmer' bekommen"*. Auch hier wieder schien die Isolation genau jenes Verhalten zu begünstigen, das eigentlich abgebaut werden sollte. Doch statt weiter dieser Logik der Eskalation zu folgen, fand man, wie ihre Betreuerin berichtete, in ihrem Fall schließlich die Lösung, ihr eine *„Auszeit"* zuhause zu gewähren, um ihr klar zu machen, dass man sie nicht einsperren, sondern mit ihr arbeiten wolle, was Jenny danach etwas besser akzeptieren konnte. Auch Sienna ließ sich schließlich etwas mehr auf die angebotenen Hilfen ein, die Verletzung und der Groll in Bezug auf die Isolierung aber blieben in ihr sehr lebendig.

Angesichts dieser Ergebnisse stellten wir gelegentlich an die Betreuenden die Frage, ob nicht längerfristige Isolierung den Jugendlichen mehr schade als nütze, und bekamen unterschiedliche Antworten: Manche Betreuenden waren überzeugt, dass zumindest ein zeitlich begrenzter Zimmerarrest durchaus eine gewisse Einsicht fördern könne. Andere sahen darin vor allem eine in Hinblick auf Jugendliche, die immer wieder wegliefen und Straftaten begingen, unverzichtbare *„Entweichprävention"*. Wieder andere beton-

ten, dass längerfristiger Zimmerarrest und Isolation in ihrer Einrichtung selten seien oder bewusst ganz darauf verzichtet werde. Dies lässt den Schluss zu, dass Ausmaß an den Betreuenden notwendig erscheinender Isolation nicht nur allein vom Verhalten der Jugendlichen abhängt, sondern auch ganz wesentlich von den Interaktionen zwischen ihnen und den Betreuenden sowie deren Einstellung zu Zimmerarrest und Isolation: Manche Betreuende, so die Beobachtung einiger Jugendlicher, schienen sehr bemüht, (längeren) Zimmerarrest zu vermeiden, während andere ständig damit drohten. Auch gab es Hinweise darauf, dass (noch) unsichere Betreuende (z.B. BerufsanfängerInnen) tendenziell eher diese Sanktion verhängten als fachlich versierte, selbstsichere, gut in eine Team integrierte Betreuende.

Da wir von den Jugendlichen zudem nur wenige Beispiele dafür erfuhren, dass Regeln und Konsequenzen verhandelbar bzw. auf die individuelle Situation der Mädchen und Jungen zugeschnitten gewesen wären, warfen wir die Frage auf, ob nicht Regeln und Konsequenzen stärker individualisiert werden müssten, je nach den Ausgangssituationen, der Persönlichkeit und der wichtigsten Lernziele für die Jugendlichen. Dies wurde von manchen Betreuenden und auch Jugendlichen mit dem Argument abgelehnt, dass das zu Ungerechtigkeiten führen könne bzw. von den Jugendlichen mit Sicherheit als ungerecht erlebt werden würde. Andere Betreuende allerdings signalisierten auch eine gewisse Zustimmung zur Forderung nach mehr Individualisierung und Partizipation der Jugendlichen bei der Aushandlung förderlicher Konsequenzen.

Nicht nur an diesem Punkt drängte es sich auf, nach den **Beschwerdemöglichkeiten** für die Jugendlichen zu fragen. Dabei gilt ein formales, institutionalisiertes Beschwerdemanagement als grundlegend für ein an Partizipation und Mitbestimmung orientiertes Heimsetting (vgl. Hoops 2004; Pluto 2007). Wir erfuhren in den Erstinterviews allerdings, dass Beschwerden meistens im direkten Kontakt mit den Betreuenden bearbeitet würden, zudem könnten sich die Jugendlichen an die Gruppen- oder Heimleitung oder an ihr Jugendamt oder ihre Eltern wenden. Wie die Erstinterviews ergaben, hielten die Jugendlichen dies aber oft – und vermutlich zu Recht – für wenig aussichtsreich. Auch die Fragebogenerhebung ergab, dass die Jugendlichen mit ihren Beschwerdemöglichkeiten wenig zufrieden waren: Formale Beschwerdesysteme oder gar unabhängige externe Gremien gab es zum Untersuchungszeitpunkt kaum, sie wurden aber – möglicherweise auch beeinflusst von der DJI-Studie – zunehmend eingeführt. Allerdings zeigte sich auch, dass die wenigsten Jugendlichen sich an ein externes Gremium wenden würden: Es bleibt der Eindruck einer gewissen „Beschwerdeohnmacht“ der Betreuten (für die Hilfen zur Erziehung allgemein vgl. Pluto 2007).

## 5.3 Fazit

Die Jugendlichen und Betreuenden sprachen in den Interviews häufig von „Gewöhnung“, die die Geschlossenheit, den stark strukturierten Alltag, die starren und strengen Regeln und die zum Teil angstbesetzten und demüti-

genden Konsequenzen schließlich erträglich machten – bzw. das FM-Setting manchen Mädchen sogar schließlich als *„Zuhause"* erscheinen ließen. Doch ist im Einzelfall oft nicht genau auszumachen, wieweit hinter dieser „Gewöhnung" Einsicht oder Dressur, bewusste Annahme und Nutzung der Möglichkeiten des Settings stehen oder aber Abstumpfung bzw. strategische Anpassung aus Mangel an Alternativen. Die Heimleitungen sind also gefordert, konzeptuell sowie in der Praxis immer wieder zu überprüfen, wie weit bestimmte Regeln und Konsequenzen eher förderliche oder eher schädliche Wirkungen haben und auf Konsequenzen zu verzichten, die traumatisieren können. Und sie müssen eine gute Balance finden zwischen einem von Sicherheit und Vorhersagbarkeit, klaren und harten Regeln und Sanktionen, Macht und Kontrolle bestimmtem Setting einerseits und andererseits einer Ausrichtung auf Individualisierung der Regeln und Konsequenzen, auf Partizipation und Stärkung von Selbstverantwortlichkeit der Jugendlichen. Denn diese Aspekte scheinen für die „Erziehung zur Freiheit" unverzichtbar.

# 6 Wirkfaktor pädagogische Beziehung: Strukturell belastet – aber möglich und wichtig!

## 6.1 Pädagogische Beziehungen in der FM – ihre Bedeutung für die Jugendlichen

Für die Erziehung zu Eigenverantwortlichkeit und Gemeinschaftsfähigkeit sind neben den strukturellen die sozialen Aspekte des FM-Settings, und hier v.a. die pädagogischen Beziehungen zu den Betreuenden, von entscheidender Bedeutung (vgl. Schneider 2006). Davon waren nicht nur die Betreuenden, sondern auch der Betreuten selbst überzeugt. So zeigen die Ergebnisse der Fragebogenerhebung wie der Erstinterviews, dass die Beziehungsangebote bei den Jugendlichen tendenziell auf höhere Akzeptanz stießen und sie ihnen mehr positive Auswirkungen auf ihre Entwicklung zuschrieben als den Regeln und Konsequenzen. Bernd fasste zusammen, was viele Jugendliche empfanden:

*„Gelernt habe ich am meisten durch die Gespräche. Ein bisschen auch durch die Strafen. Aber die Strafen haben einen meistens nur aufgeregt und geärgert. Das könnte ein bisschen lockerer sein, dann würde man auch was lernen!"*

Die Herstellung einer pädagogischen Beziehung gilt also – genauso wie in der Jugendhilfe allgemein – auch in FM als zentrales Element des pädagogisch-therapeutischen Settings. Trotz des günstigen Personalschlüssels, der eine sehr dichte Betreuung ermöglicht, unterliegen pädagogische Beziehungen in FM aber erheblichen strukturellen Belastungen, da unter den Bedingungen von Freiheitsentzug wiederum gegen bewährte Standards der

Jugendhilfe verstoßen werden muss, wie im Folgenden deutlich wird (vgl. ausführlicher dazu Permien 2007):

So können anders als in offenen Einrichtungen die Betreuenden in FM ihre Autorität gegenüber den Betreuten nicht nur aus ihrer Rolle als **Erwachsene und als Pädagogen** ableiten, sondern auch aus ihrer strukturell vorgegebenen Rolle als **„Aufpasser" und „Bewacher":** Sie haben nicht nur die Autorität, die Jugendlichen zu bestrafen, sondern auch festzuhalten und einzusperren. Damit diese Doppelrolle nicht für Betreute wie Betreuende negative Auswirkungen hat, muss sie, so formulierten es einige Betreuende, sehr sensibel und *„verantwortlich gegenüber den Jugendlichen"* wahrgenommen und der Machtüberhang darf nicht für Willkürakte ausgenutzt werden. Die Betreuenden müssten zudem selbst *„Ja zur Geschlossenen Unterbringung sagen"*, so ein Betreuer, und vom Sinn dieser Maßnahme überzeugt sein, zudem hänge es wohl auch von persönlichen Dispositionen ab, ob man für diese Arbeit geeignet sei. *„Ich komme in diesem Rahmen gut zurecht, wo ich die Jugendlichen wirklich stellen kann, anderen liegt das tägliche Aushandeln mit den Jugendlichen in offenen Gruppen mehr",* so ein Betreuer.

Weiter wird in FM gegen den wichtigen Standard der Jugendhilfe verstoßen, dass eine pädagogisch wirksame Beziehung **Freiwilligkeit** bei den Betreuten voraussetzt. In der Tat besteht hier (zunächst) Unfreiwilligkeit, weil die Jugendlichen im Zwangskontext der FM den Betreuenden und ihren Beziehungsangeboten gar nicht ausweichen können. Doch wenn die Jugendlichen bereit waren, sich „dem Wagnis einer Korrektur ihrer Bindungsrepräsentationen auszusetzen" (Schleiffer 2005), taten sie dies letztlich freiwillig und aus einem gewachsenen Vertrauen heraus. Denn eine pädagogisch wirksame Beziehung bedeutet Interaktion, und die ist ohne ein Minimum an Freiwilligkeit und Mitarbeit der Jugendlichen nicht möglich.

Eine dritte strukturelle Belastung stellt die Tatsache dar, dass in der FM Jugendliche mit − häufig von der Jugendpsychiatrie bescheinigten – Bindungs- und **Beziehungsstörungen** konzentriert sind. Sie haben angesichts ihrer bisherigen negativen Beziehungserfahrungen meist genug Grund, allen Beziehungen zu misstrauen und – aus Angst vor neuen Enttäuschungen – auch pädagogischen Beziehungen auszuweichen oder auch abrupt auf Distanz zu gehen, wenn die Nähe zu groß zu werden droht. Diese Probleme können durch das „Eingesperrtwerden" zunächst noch verstärkt werden (s. Kap. 4.2).

Doch nach unseren Ergebnissen ist nicht davon auszugehen, dass in FM *prinzipiell* keine pädagogischen Beziehungen, entstehen könnten, wie Kritiker der FM immer wieder vermuten (Peters 2005). In den FM-Settings entwickelten sich durchaus pädagogische Beziehungen – wenn auch von sehr unterschiedlicher Intensität und Qualität. Dies aber schien weniger von der Geschlossenheit und viel mehr davon abzuhängen, wie tiefgreifend und von welcher Art die Bindungs- und Beziehungsstörungen der einzelnen Jugendlichen waren: Manche Jugendlichen schienen nicht in der Lage, sich auf das oben genannte „Wagnis einer Korrektur" ihrer Beziehungsmuster einzulassen. Zudem brauchte es oft viel Zeit, bis sie in FM zumindest ein gewisses Vertrauen zu ihren Betreuenden fassten, und sie neben der Rolle der „Bewacher" und Bestrafenden auch deren pädagogische Rolle wahrnahmen,

oder wie Andy stellvertretend für viele andere sagte: *„Mit der Zeit merkt man, dass die nicht unsere Feinde sind, sondern uns helfen wollen."*

Der Zwangskontext kann also – trotz der Verletzung von zentralen Maximen der Jugendhilfe – durchaus dazu beitragen, dass Jugendliche ihr Vermeidungsverhalten gegenüber Beziehungen zumindest ansatzweise aufgeben, wobei dafür aus Sicht der Jugendlichen folgende Aspekte bedeutsam scheinen:

Die Anerkennung des **Nutzens von „Beziehungszwang**", den Madeleine anschaulich so beschrieb, *„dass, wenn es Probleme gab, man davor nicht weglaufen konnte. Dass man das in dem Raum klären musste. Und nach einer Zeit findet man dann eine Bezugsperson, dann kannst du mit der über alles sprechen … auf der Geschlossenen kannst du nicht mehr vor deinen Problemen weglaufen. Und irgendwann sagt man was, weil irgendwann platzt man innerlich. Und dann hält man das nicht mehr aus, was man alles runtergeschluckt hat!"*

Für Jasmin war die Erfahrung von **Verständnis** entscheidend dafür, dass sie ihr Misstrauen den Betreuenden gegenüber schrittweise reduzieren konnte: *„Ich brauchte einfach auch Erwachsene zum Reden und habe gemerkt, dass sie nicht so mit mir reden wie z.B. mein Jugendamt, sondern dass sie einfach mit mir reden als Mensch. Dass sie mich verstehen können."* Positiv beeindruckt war sie zudem davon, dass ihre Betreuerin auch ihrem Fehlverhalten standhalten konnte: *„Die ist ruhig geblieben, auch wenn ich sie angebrüllt habe"*. Dadurch wurde sie für Jasmin zum Vorbild für angemesseneres Konfliktverhalten. Auf dieser Basis von Verständnis und persönlicher Anerkennung und mit dem Gefühl, ernst genommen zu werden, konnten viele Jugendliche ihrerseits verstehen, warum sie in die FM gekommen waren und was sie dort lernen sollten.

Viele Jugendliche sahen auch ihre **eigene Mitarbeit** als entscheidend für ihre Entwicklung an. So stellte Jenny fest: *„Meine Bezugsbetreuerin hat einen Rieseneinfluss auf mich. Über das, was sie zu mir sagt, denke ich dann auch nach. Die redet so, damit ich gleichzeitig denken muss."* Diese Betreuerin machte Jenny immer wieder die Konsequenzen ihres Verhaltens (z.B. Abhauen) klar und appellierte dabei erfolgreich an ihre Selbstverantwortung. Auch Dorian war überzeugt: *„Weil ich was wollte irgendwie, sonst wäre es nicht gegangen. Und die Erzieher haben mich da unterstützt und die Lehrer, und dann habe ich es auch geschafft!"*

Für Ron waren besonders positiv die **Ermutigung und Motivation** seiner Betreuer, *„mich anzustrengen und was aus meinem Leben zu machen"* – und tatsächlich konnte er seine Schulleistungen erheblich steigern.

Martin profitierte wie viele andere Jugendliche davon, dass die Betreuenden den Jugendlichen V**erhaltensalternativen** aufzeigten, dass, wie er sagte, *„die Betreuer uns zeigen wollen, dass es auch ohne Alkohol und Drogen geht und dass wir auch was anderes können"*. Er, der vorher als alkoholabhängig galt, schaffte es bei seinen Ausgängen und auch nach der FM immer öfter, nüchtern zu bleiben.

Der Beziehungsaufbau wurde durch strukturelle und personale Faktoren wie eine hohe Personaldichte und durch viel Geduld und Empathiefähigkeit der Betreuenden erleichtert, sowie durch das in den meisten Heimen übliche **Bezugsbetreuer- oder Vertrauenserzieher-System**. Dabei kümmert sich diese Bezugsperson nicht nur um alle Angelegenheiten ihres „Schützlings" wie Kleiderkauf, Arztbesuche oder Elternkontakte, sondern bemüht

sich auch durch regelmäßige Gespräche und gemeinsame Freizeitunternehmungen um einen engen persönlichen Kontakt. Bei der Zuordnung zueinander haben die Betreuenden und Jugendlichen allerdings nur sehr begrenzt „freie Wahl", und so ist auch die (An-)Passung der „Paare" für die Beziehungsgestaltung bedeutsam: Bei manchen „klappte" es gleich zu Beginn, wie z.B. bei Valerie, die ihre Bezugsbetreuerin von Anfang an *„voll nett"* fand. Andere mussten sich dagegen erst in einem kürzeren oder längeren Prozess zusammenraufen (Sienna: *„Da muss man dann durch"*). Manche Jugendliche bekamen allerdings eine Bezugsperson, mit der sie auch auf Dauer nicht so gut „konnten". So suchten sich einige eine andere Vertrauensperson unter den Betreuenden, z.B. Ron, der dieses System kritisierte:

*„Das ist irgendwo schon ein Schwachsinn, dass man einen Menschen zugeteilt kriegt, dem man vertrauen soll, mehr als jemandem anders. Bei meinem Vertrauenserzieher – ich mache gerne was mit ihm – aber vertrauen tu ich ihm trotzdem nicht so viel wie einem anderen Erzieher."*

Meist aber hatte die Beziehung zwischen Jugendlichen und „Vertrauensperson" eine gewisse Exklusivität und wurde in der Fragebogenerhebung besonders positiv bewertet. Doch sollten die Jugendlichen lernen, mit allen Betreuenden gut auszukommen, was aber nicht immer gelang. In einem Mädchenheim wurde u.a. aus diesen Gründen bewusst auf das Bezugsbetreuer-System verzichtet. Man fürchtete u.a., dass die Mädchen versuchen könnten, ihre Bezugsbetreuerin gegen andere Betreuende auszuspielen.

Wie diese Auflistung zeigt, konnten die Jugendlichen von verschiedenen Setting-Aspekten für den Aufbau von mehr oder weniger tragfähigen Beziehungen profitieren.

Eine Betreuerin bestätigte den von Andy und anderen beschriebenen Perspektivenwechsel der Jugendlichen, wonach sich die Betreuenden von *„Feinden" zu „Helfern"* wandeln und beschrieb, stellvertretend für viele andere Betreuende, den idealtypischen Prozess des Beziehungsaufbaus und der Beziehungsarbeit so:

*„Die ersten zwei, drei Monate sind schon immer sehr stressig, außer es gibt mal einen Jugendlichen, der super angepasst ist. … Denn zuerst sehen die Jugendlichen uns ja wirklich als die Gegner. Sie kommen ja nicht freiwillig her und meinen am Anfang, wir Betreuer wollen sie irgendwie fertigmachen. Aber wir vermitteln ihnen von Anfang an immer wieder: hallo, wir wollen euch unterstützen. Es geht jetzt darum, dass wir euch wieder einen Weg in die Freiheit bereiten wollen. … Und die Basis ist aber, dass so ein Vertrauen aufgebaut wird, dass sie halt merken, sie werden wirklich angenommen von uns in ihren ganzen Schwierigkeiten, und wir wollen ihnen da weiterhelfen. Und das ist halt dann der Punkt, wo es meistens bergauf geht, dann merkt man auch bei den Jugendlichen so einen Willen mitzumachen. Und man macht es ja dann auch so, dass man mit ihren Zielen arbeitet, so: Wo willst du hin, was ist dir wichtig?"*

Unsere Ergebnisse zeigen in der Tat: Wenn die *„Zusammenarbeit"* (Ron) zwischen Betreuenden und Betreuten gelang, dann schätzten die Jugendlichen zumindest gegen Ende der FM die intensive Betreuung und die Erfahrung von Wertschätzung, Unterstützung, Fairness, Verständnis, Verlässlichkeit sowie (gegenseitigen) Vertrauen als positiv und wichtig für ihre eigene Entwicklung ein – und dies trotz der Sanktionsmacht der Betreuenden:

*„Wichtig für mich war, dass ich ihnen vertrauen konnte und dass sie gesehen haben, dass sie mir vertrauen können!"* (Nora).

So verwundert es nicht, dass sich die meisten Jugendlichen am Ende ihres FM-Aufenthalts sicher waren, dass sie durch die Beziehungen vor allem zu den Bezugsbetreuern, aber auch zu den anderen Betreuenden viel oder doch zumindest einiges für den Umgang mit anderen Menschen gelernt hätten. Diese positive Bewertung wurde in den Zweitinterviews nicht selten wiederholt.

Allerdings gab es auch genügend Fälle, in denen ein ausreichender Beziehungsaufbau nicht gelang. Dies scheint uns aber, wie schon erwähnt, weniger durch den Zwangskontext als solchen bedingt, als vielmehr dadurch, dass die negativen Beziehungserfahrungen und meist daher rührenden Beziehungsstörungen mancher Jugendlicher und ihr Misstrauen gegenüber Erwachsenen zu tiefgehend waren bzw. dass niemand der Betreuenden den passenden Schlüssel fand, um sie zu erreichen. Für einige Jugendliche schien die FM auch zu spät zu kommen oder prinzipiell nicht den richtigen Rahmen für einen Beziehungsaufbau zu bieten, aber es wurde für sie auch keine bessere Alternative gefunden.

Für Cora z.B. blieb es bei einer eher oberflächlichen Beziehungsgestaltung. Sie war zwar im alltäglichen Umgang eher freundlich, blieb aber nach Aussagen ihrer Betreuerin voller Abwehr und Misstrauen, wenn es um die Probleme mit Gewalt und Prostitution ging, die neben Alkoholkonsum der Hauptanlass für Coras Einweisung in die FM waren. So meinte ihre Mutter im Zweitinterview: *„Cora will nichts verändern und sie will auch mit niemand reden, und niemand ihren dunklen Keller zeigen".* Ähnlich verschlossen gegenüber den Betreuenden blieb neben einigen anderen Jugendlichen auch Sola, die sich zudem heftig gegen die Geschlossenheit wehrte. Tatsächlich nahmen Cora und Sola trotz der angebotenen Anschlusshilfen nach Ende der FM ihren alten Lebensstil bald wieder auf.

Bei anderen Jugendlichen blieb das Verhältnis zur FM über die ganze Dauer der Unterbringung sehr ambivalent, so z.B. bei Sonja, die zwar im Heim einerseits ihre *„Rettungsstelle"* sah, andererseits immer wieder mit Zweifel und Abwehr auf die FM reagierte:

*„Erst hab ich mir gedacht, es ist gut, dass ich hier bin, ich will ja mit meiner Familie wieder besser klarkommen. Aber nach drei, vier Monaten hat sich das geändert, da wollte ich auf keinen Fall mehr hier sein. … Das hat immer gewechselt."* (vgl. zur Ambivalenz der Betreuten auch v. Wolffersdorff u.a. 1996, sowie Pankofer 1997).

Selbstverständlich gab es auch **Kritik an den Betreuenden**, von der die Jugendlichen ihre „Lieblingsbetreuer" allerdings ausnahmen: So unterschieden fast alle Jugendlichen zwischen „guten" und weniger guten Betreuenden. Letztere erschienen weniger engagiert und manche verhielten sich in den Augen der Jugendlichen nicht immer „korrekt", wie einige Aussagen zeigen: Sie würden *„gleich eine Strafe geben, statt erst mal zuzuhören, was passiert ist"* (Dorian), Betreuende seien zudem auch *„manchmal ganz schön ungerecht"* und hätten *„Lieblinge"* (Sabine) oder wären manchmal einfach schlecht drauf: *„Dann provozieren sie uns, und wir kriegen dann die Konsequenzen"* (Jenny).

Besonders kritisch gegenüber dem Beziehungsangebot sowie dem gesamten Setting waren manche der Jugendlichen – aber keineswegs alle – die von der FM letztlich kaum profitieren konnten. Sonja z.B. fühlte sich zwar in ihrer Ambivalenz von ihrer Bezugsbetreuerin recht gut verstanden, sah aber die anderen Betreuenden auch noch am Ende ihrer FM sehr negativ*:*

*„Man denkt manchmal, die wollen einen erpressen, die fühlen sich halt voll cool, weil sie den Schlüssel haben, weil sie alles mit uns machen können. … Die kommen und gehen und denen ist es ja egal, was wir für Konsequenzen haben".*

Möglicherweise kritisierten Jugendliche die (in ihren Augen teilweise willkürlich gebrauchte) Macht und das vermeintlich mangelnde Engagement der Betreuenden besonders stark, wenn ihr vielleicht übergroßes Bedürfnis nach Zuwendung und Wertschätzung im Heim nicht gestillt werden konnte: So sind sowohl Moritz wie Sonja überzeugt, die Betreuenden hätten sie *„unterdrückt"* und sie immer wieder spüren lassen, dass sie *„die kleinen Deppen"* bzw. *„nichts wert"* seien. Beide Jugendliche betonten allerdings im ganzen Interview negative Erfahrungen deutlich stärker als positive.

Insgesamt aber berichteten die Jugendlichen kaum über persönliche Schikanen oder gar über Machtmissbrauch, und auch wenn Laura argwöhnte*: „Die Betreuer könnten ja alles mit uns machen. Die würden ja immer den andern Betreuern glauben und nicht uns",* konnte sie doch nichts über entsprechende Vorkommnisse berichten.

Es scheint fast, als hätten viele Jugendlichen zumindest zum Ende ihres Aufenthalts in der FM den Betreuenden zugute gehalten, dass sie letztlich auch dem geschlossenen Setting unterworfen sind, indem sie dessen (teilweise von den Jugendlichen heftig kritisierte Regeln) durchsetzen müssen.

Doch wenn sich die Jugendlichen endlich auf die eine oder andere Weise mit den Betreuenden arrangiert hatten, so entstanden nicht selten neue Probleme, wenn sie die FM verließen (s. Kap.11). Denn in den FM-Settings wird zwangsläufig noch gegen ein weiteres bewährtes Prinzip der Jugendhilfe verstoßen, nämlich das der Sicherung größtmöglicher **Beziehungskontinuität** für Jugendliche, die in ihrem sozialen Umfeld schon viele Beziehungsabbrüche erlebt haben. In FM ist dagegen das baldige Ende der pädagogischen Beziehung schon dadurch vorprogrammiert, dass der Freiheitsentzug laut Gesetz so schnell wie möglich wieder beendet werden muss, zumal das Entweichen, das ja eine häufige Begründung für den Freiheitsentzug darstellte, nach einigen Monaten oft gar kein Problem mehr darstellt. Da die Jugendlichen ihre Beschlüsse kennen, in denen die Familiengerichte die Dauer der FM in der Regel auf 6−12 Monate festlegen, entstand für manche Jugendliche das Dilemma, dass sie zwar das FM-Setting so schnell wie möglich wieder verlassen und ihre Freiheit wiedergewinnen wollten, dass sie das Ende der Beziehung zu den Betreuenden aber quasi als (erneuten) Beziehungsabbruch erlebten. Auf der anderen Seite schienen manche Jugendliche mit einer Beschlussdauer von sechs Monaten sich gar nicht erst auf eine Beziehung einlassen zu wollen. Deshalb meinen viele Betreuende, die Beschlüsse sollten mindestens ein Jahr dauern – aber möglichst auch nicht länger, damit die Jugendlichen sich in der künstlichen Welt der FM nicht zu sehr der Welt „draußen" entfremden.

An den „Beziehungsgeschichten“ von Sienna und Ron lässt sich exemplarisch verdeutlichen, wie unterschiedlich sich pädagogische Beziehungen gestalten können – wobei es beiden generell schwerfiel, Erwachsenen zu vertrauen:

Siennas FM-Betreuerin berichtete, dass **Sienna** in der FM sehr viel Zeit benötigt hätte, bis sie in den Betreuenden weniger Gegner als vielmehr Helfer sah, die es gut mit ihr meinten. Dazu kam, dass Sienna große Ambivalenzen gegenüber einer engeren Beziehung gezeigt hätte, also zwar immer wieder die Nähe zu ihrer Betreuerin suchte, diese aber dann nicht ertrug. Zudem habe sie sich auf für sie belastende Themen wie das Verhältnis zu ihren Eltern nur sehr ungern eingelassen. Es sei aber in der FM trotz allem gelungen ihr zu vermitteln, dass sie als Mensch gemocht werde, auch wenn ihr Verhalten oft kritisiert werden musste.

*„Also wenn früher ein Konflikt oder ein Abschied oder so was war, ist sie immer abgehauen. Das konnte sie hier nicht so leicht. Das ist halt der ‚Vorteil‘ von einer geschlossenen Unterbringung. Sie musste das jetzt hier aushalten mit uns und wir hielten sie aus. Und dann merkt sie aber, es geht!“*

Sienna konstatierte im Rückblick auf ihre Zeit in FM zwar einige Fortschritte *(„es war hart, aber ich habe es gebraucht“)* und konzedierte, dass die FM für sie wohl im wahrsten Sinne des Wortes *„not-wendig“* war. Im Zweitinterview aber stand sie der FM und den Betreuenden noch deutlich ablehnender gegenüber als im Erstinterview. Sie hatte auch nach einem Jahr Abstand zur FM die Diskrepanz zwischen dem – begrenzten – Vertrauen, das sie zu den Betreuenden dort nach langem Widerstand mühsam aufgebaut hatte, und deren Macht, sie gegen ihren Willen einzusperren, für sich nicht klären können:

*„Direkt klar gekriegt habe ich das nicht, aber man musste sich irgendwo auf die Betreuer einlassen. Hätte ich das nicht getan, wäre ich wahrscheinlich immer noch in der Geschlossenen. Egal, ob man´s will oder nicht, man muss halt machen, was die wollen und fertig, auch wenn man keinen Sinn darin sieht.“*

**Ron** war es dagegen schließlich gelungen, in einem Erzieher das männliches Vorbild zu finden, das er in seinem Leben zuvor nie hatte: *„Ich hab halt jemanden gebraucht, dem ich vertrauen konnte“*. Sein Betreuer fungierte für ihn als *„Mann im Ohr“*, der ihm half, auch bei Heimfahrten und nach Ende der FM das Richtige zu tun. In der FM kam er nach seinen Worten auch mit den anderen Betreuern bald einigermaßen zurecht und genoss es, von den Erwachsenen ernst genommen zu werden. Die ihm von seinem Betreuer bescheinigte *„ausgeprägte Kommunikationskompetenz“* kam ihm beim Beziehungsaufbau sehr entgegen. Im Erstinterview äußerte er allerdings die Angst, dass es ihm *„draußen“* nicht so gut gehen würde, zumal er dann viel mehr Verantwortung für sich übernehmen müsse. Zudem bezweifelte er, dass er sich nach der FM auf eine neue pädagogische Beziehung einlassen könne und wolle. Auch sein FM-Betreuer war zwar stolz auf den *„großen Sprung“*, den Ron in der Zeit seiner Unterbringung machen konnte, blieb aber skeptisch, ob die positive Entwicklung anhalten würde. Ron hatte also die FM und das Beziehungsangebot optimal für seine Entwicklung genutzt, aber er konnte sich am Ende nur sehr schwer lösen von dem versorgendem „Zuhause“ und dem motivierenden „Ersatzvater“, die er in der FM gefunden hatte.

## 6.2 Voraussetzungen und Möglichkeiten für pädagogische Beziehungen auf Seiten der Betreuenden

Auch viele Betreuende waren überzeugt, dass sie zu der Mehrheit der Jugendlichen relativ tragfähige und vertrauensvolle Beziehungen aufbauen konnten und dass manche in FM erstmals Verlässlichkeit und gegenseitiges Vertrauen in Beziehungen zu Erwachsenen erlebt und für ihre Entwicklung genutzt hätten. Denn erst auf dieser Basis sei es gelungen, Sozialverhalten und Selbstreflexion der Jugendlichen positiv zu beeinflussen. Allerdings weisen Aussagen von Betreuenden wie, *„der Junge weiß jetzt zumindest, was akzeptables Sozialverhalten sein könnte"* darauf hin, wie begrenzt das Erreichbare gelegentlich ist. Das gilt genauso für die Feststellung: *„Wir können nicht in einem Jahr das geradebiegen, was 14 Jahre schief gelaufen ist."*

Dabei sehen sich die Betreuenden in Bezug auf den Aufbau der pädagogischer Beziehungen mit hohen Anforderungen konfrontiert, die sie in den Fragebogen und Erstinterviews zur Sprache brachten:

- Die **„Unausweichlichkeit" der Beziehung** bedeutet nicht nur für die Jugendlichen Stress, sondern auch für die Betreuenden: Sie werden u.a. damit konfrontiert, dass die Jugendlichen, *„ihren Grundkonflikt in der Beziehung zu ihrem Vertrauenserzieher immer wieder neu inszenieren und aktualisieren",* so ein Betreuer. D.h., die Betreuenden müssen nicht nur mit den heftigen Reaktionen der Jugendlichen auf den Freiheitsentzug umgehen, sondern auch mit deren negativen Gefühlen, die gar nicht ihnen, sondern vielleicht einem Familienmitglied galten: Ein Betreuer berichtete z.B., er sei von einem Jungen über längere Zeit wiederholt *„aus heiterem Himmel"* angegriffen worden – und begriff den Grund dafür erst, als der Junge eines Tages sagte*: „Du erinnerst mich an meinen Stiefvater".*
- Gelingen muss den Betreuenden immer wieder die **Balance zwischen „professioneller Distanz"** (z.B. Beleidigungen nicht persönlich zu nehmen) **und angemessenem Ausdruck von Betroffenheit** bei persönlichen Verletzungen, wobei sich damit, so eine Betreuerin, auch die Hoffnung verband, den Jugendlichen doch noch eine gewisse Empathie nahe zu bringen.
- Auch mit aggressiven Reaktionen der Jugendlichen auf Frustrationen und Anforderungen sowie mit ihren **Stimmungsumschwüngen und „Spaltungsversuchen"** müssen die Betreuenden umgehen. Und im Team muss dies genügend reflektiert werden, damit die Betreuenden von den Jugendlichen nicht gegeneinander ausgespielt werden.
- Die Betreuenden sehen sich aber vor allem gefordert, den Jugendlichen glaubhaft zu vermitteln, dass sie – **trotz konsequenter Nichtakzeptanz und negativen Konsequenzen für Fehlverhalten** – immer zwischen dem (Fehl-)Verhalten und der **Person** der Jugendlichen unterscheiden, und dass sie der Person immer wieder Akzeptanz und Wertschätzung entgegenbringen: *„Die Jugendlichen müssen spüren, dass wir es ernst*

*meinen damit, dass sie uns wichtig sind, dass wir für sie da sind, dass wir zu ihnen halten, sie aushalten und mit ihnen durchhalten",* so eine Betreuerin. Auch die Betreuerin von Sienna, die von ihr oft genug auf harte Proben gestellt wurde, versuchte *„ ihr klarzumachen: Egal, was du anstellst, du schaffst es nicht, dass wir dich nicht gern haben".*

- Die Wertschätzung der Person wird den Betreuenden erleichtert, wenn sie bei diesen Jugendlichen, die von den Ämtern oft nur noch als „Problemfall" gesehen werden, auch deren meist gut versteckte **positive Seiten** entdecken und pflegen. Wie unsere Fragebogenerhebung zeigt, gelang das den Betreuenden recht gut: Ein Drittel sah bei den Jugendlichen schon zu Beginn der Unterbringung „viele Ressourcen", wobei von den Betreuenden erstaunlich oft auch soziale Kompetenzen und Gruppenfähigkeit genannt wurden, aber auch Intelligenz und Kreativität.
- Zudem müssen die Betreuenden ein – möglichst individuell abgestimmtes – **Angebot von Verhaltensalternativen sowie Belohnungen für erwünschtes Verhalten** machen, wobei oft viele Gespräche nötig sind, bis die Jugendlichen diese Angebot annehmen können. Jasmin beschrieb, dass diese Haltung bei vielen Jugendlichen schließlich gut ankommt: *„Also, wir lachen miteinander, ich umarme sie auch mal und so. Und wenn's mir schlecht geht, redet sie mit mir. Aber sie ist auch streng und zeigt, dass sie eine Betreuerin ist. Man hat einfach Respekt. Und das ist das Gute, dass sie zeigen, he, du kannst mit mir lachen, solange du dich so benimmst, wie es sich gehört. Und das ist das Gute hier."*
- Belastend für die Beziehungen bleiben allerdings, wie in Kap. 5 dargestellt, von den Jugendlichen nur **schwer akzeptierbare Regeln und Konsequenzen**, vor allem längere Isolation.

Wichtig ist nach der Überzeugung der Betreuenden also eine Trias von Wertschätzung der Person der Jugendlichen, Sanktionierung von Fehlverhalten und Aufzeigen und Belohnen von erwünschtem Verhalten. Sie ermöglicht einerseits, dass der „Beziehungszwang" für die Jugendlichen zur Lernchance für ein „sozialeres" Verhalten werden kann. Und sie erlaubt es andererseits den Betreuenden, ihre Doppelrolle authentisch auszufüllen nach dem Motto: *„Wir halten sie hier nicht nur fest, wir halten sie auch aus und wir können ihnen hier auch was vermitteln".*

Doch ließ sich aus den Antworten der Betreuenden zu der Frage, was ihnen mit den Jugendlichen gut und was weniger gut gelang, sowie aus manchen Erstinterviews herauslesen, dass es auch ihrerseits nicht selten zumindest latente Ambivalenzen in den Beziehungen zu den Jugendlichen gab. Diese verstärkten sich vor allem dann, wenn z.B. ein „Betreueranschlag" geplant oder gar verübt wurde, ohne dass auch nur ein Jugendlicher die Betreuenden vorher gewarnt hätte – *„dabei hat man manchen doch schon vertraut"*, so eine Betreuerin. Eine gewisse Enttäuschung war den Betreuenden auch anzumerken, wenn z.B. Jugendliche trotz aller Bemühungen keine erkennbaren Fortschritte machten, oder wenn plötzlich solche Jugendlichen „abhauten" oder z.B. Drogen ins Heim einschmuggelten, von denen die Betreuenden annahmen, *„dass sie darüber längst weg sind".*

## 6.3 Fazit:

Insgesamt mag die Sicht der Betreuten auf ihre BetreuerInnen in FM nicht viel anders sein als in offenen Einrichtungen: In vielen Fällen bilden sich auch unter den Bedingungen von Freiheitsentzug mehr oder weniger tragfähige pädagogische Beziehungen. Doch fiel auf, dass die befragten Jugendlichen oft sehr lange brauchten, bis sie erkannten, dass die meisten Betreuenden in der „Geschlossenen" ihnen nicht gleichgültig oder böswillig gegenüberstanden, sondern ihnen helfen und ihnen „*wieder einen Weg in die Freiheit bereiten"* wollten.

Manche berichten auch, dass sie gar kein Vertrauen aufbauen und sich nicht auf das „Wagnis einer Korrektur" (Schleiffer 2005: 115) ihrer Beziehungsmuster einlassen konnten, was zum „Hilfeparadox" führt, „wonach diejenigen, die ‚objektiv' Hilfe am meisten nötig haben, psychisch am wenigsten in der Lage sind, ein Hilfeangebot auch zu nutzen" (a.a.O.). Diese Probleme können allerdings offenbar weniger mit der Geschlossenheit und mehr mit den negativen Vorerfahrungen der Jugendlichen selbst begründet werden. Doch ist nicht auszuschließen, dass ein persistierendes Misstrauen durch die zwangsweise Unterbringung und die Doppelrolle der Betreuenden als „Bewacher" und Pädagogen verstärkt wird (vgl. Pankofer 1997). Auch die Betreuenden berichteten von erhöhten Anforderungen, die einerseits durch die gravierenden Probleme der Jugendlichen, andererseits durch das FM-Setting an sie gestellt werden.

Der Aufbau tragfähiger pädagogischer Beziehungen ist also im FM-Setting – sowohl aus Sicht der Betreuenden wie der Betreuten – keinesfalls einfach und oft auch nur begrenzt möglich. Zudem müssen diese Beziehungen, so will es das Gesetz, abgebrochen werden, sobald der Freiheitsentzug nicht mehr zwingend notwendig zur Abwendung der Gefährdung des Kindeswohls ist, bzw. Pädagogik auch in einem offenen Setting bei diesen Jugendlichen wieder eine Chance hat. Dies bedeutet Ungleichzeitigkeiten, die manche Jugendliche – gerade weil sie oft schon viele Beziehungsabbrüche erlebt haben, nur schwer verkraften konnten.

Doch die Ergebnisse der Interviews und der Fragebogenerhebung weisen insgesamt darauf hin, dass Intensität und Qualität der Betreuung in FM, die von vielen Jugendlichen lobend hervorgehoben werden, die FM-typischen strukturellen Belastungen für den Beziehungsaufbau zumindest teilweise kompensieren können. Für viele Jugendliche waren die Beziehungen zu ihren Betreuenden, vor allem zu ihren „Vertrauenserziehern" quasi der wichtigste Motor für ihre Entwicklung in der FM:

So bleibt festzuhalten: Pädagogische Beziehungen sind – entgegen der Annahme von Kritikern der FM – auch unter freiheitsentziehenden Bedingungen keineswegs unmöglich, sondern stellen vielmehr aus Sicht der Jugendlichen wie der Betreuenden quasi „das Herzstück" für das Gelingen des pädagogischen Prozesses dar, der den Jugendlichen Anstöße für ihre Entwicklung vermittelt. Wo dieser Prozess allerdings misslingt, hat die FM weder Sinn noch Berechtigung (vgl. Wiesner 2002).

# 7 Wirkfaktor „Heimgruppe“: Soziales Lernen unter „Dissozialen“?

Als weiterer wichtiger Einflussfaktor der FM bezüglich Settingakzeptanz und Entwicklung der Jugendlichen ist die Beziehung der Jugendlichen zur eigenen Heimgruppe bzw. zu Jugendlichen aus anderen Gruppen kritisch zu betrachten. Denn es erscheint als ein weiteres Paradox der FM, dass Jugendliche, denen die Jugendpsychiatrie in aller Regel „Störungen des Sozialverhaltens“ attestiert hat, Sozial- und Konfliktkompetenz ausgerechnet in einer Gruppe von Jugendlichen erwerben sollen, denen ebenfalls „dissoziale Störungen“ bescheinigt wurden. So weisen Dodge/ Dishion/Lansford (2006) darauf hin, dass in einer solchen Gruppe in aller Regel ein starker Druck auf den Einzelnen herrscht, sich an Regel- und Normverstößen zu beteiligen, und dort ein intensives „Devianz-Training“ unter den Jugendlichen stattfindet. Deren Wirkungen können wesentlich stärker sein als die Wirkung der von Pädagogen und Therapeuten angebotenen Sozial- und Konflikttrainings und anderer Settingvariablen, die die gesellschaftliche Integration der Jugendlichen fördern sollen (vgl. Kindler/Permien/Hoops 2007). Dies gelte umso mehr, je begrenzter der (zeitliche und therapeutische) Einfluss der Pädagogen gegenüber dem der Jugendlichen sei.

Diese Ergebnisse geben umso mehr zu denken, als gerade die in FM-Gruppen konzentrierten Jugendlichen nicht nur Erwachsenen oft sehr misstrauisch gegenüberstehen und sich oft schon sehr früh von Erwachsenen ab- und (meist ebenfalls devianten) Peers zugewandt haben, sodass sie sich der pädagogischen Beziehung in der FM oft nur langsam und teilweise auch nur sehr oberflächlich öffnen (s. Kap. 6). Zudem sind sie in einem Alter, in dem sich Jugendliche allgemein eher an Gleichaltrigen als an Erwachsenen orientieren.

Die Betreuenden müssen also den großen Einfluss der Jugendlichen aufeinander möglichst so steuern, dass er nicht in Konkurrenz gerät zu dem Einfluss der pädagogischen Fachkräfte – eine Aufgabe, die trotz der engen Führung und Überwachung der Jugendlichen nicht immer gelingt, zumal diese enge Führung den Widerstand der Jugendlichen oft geradezu herausfordert (s. Kap. 5).

Andererseits sind viele der Betreuenden überzeugt, dass in FM-Gruppen durch die intensive pädagogische Einflussnahme gerade deshalb die gewünschten sozialen Lernprozesse stattfinden können, weil die Jugendlichen eine ähnliche Ausgangssituation haben und die sozial etwas kompetenteren Jugendlichen ein *„erreichbares Vorbild“* für die weniger Kompetenten darstellen. Wie unsere Erstinterviews zeigen, erfolgte soziales Lernen nach Einschätzung der Betreuenden vor allem dann, wenn die einflussreichen „Gruppenbosse“ in die pädagogisch gewünschte Richtung mitzogen, dabei aber von den anderen Jugendlichen noch einholbar blieben.

Es ging den Betreuenden aber nicht nur um positive Vorbilder von Gleichaltrigen für die Jugendlichen. Fortschritte im Sozialverhalten maßen die Betreuenden vielmehr immer auch daran, wie weit es den einzelnen Ju-

gendlichen gelang, sich von den negativen Einflüssen anderer abzugrenzen, z.B. sich nicht an Fluchtversuchen zu beteiligen.

Die Fragebogenerhebung und die Interviews mit Jugendlichen und Betreuenden geben zudem recht differenzierte Auskünfte über das Mit- und Gegeneinander in der Gruppe und dessen Bedeutung für die Sozialentwicklung der Jugendlichen.

Die Ergebnisse der Fragebogenerhebung zeigen zunächst, dass die Jugendlichen überraschend häufig meinten, mit den anderen Jugendlichen in ihrer Gruppe gut oder zumindest nicht schlecht ausgekommen zu sein. Möglicherweise, das legen jedenfalls manche Interviews nahe, ist dies auch darauf zurückzuführen, dass die Jugendlichen sich und anderen besonders ungern eingestanden, mit Gleichaltrigen allgemein schlecht zurechtzukommen. Die Betreuenden waren in ihren Bewertungen der Integration der Jugendlichen in die Heimgruppe jedenfalls deutlich „vorsichtiger" als die Mädchen und Jungen selbst.

Im Folgenden sollen einzelne Aspekte des Gruppenlebens vorgestellt werden, die sich aus den Aussagen der Jugendlichen und der Betreuenden herauskristallisieren lassen. Sie machen einmal mehr deutlich, dass „die Geschlossene" und hier speziell die Heimgruppe sich für die Jugendlichen sehr unterschiedlich darstellte und deshalb für die einzelnen Mädchen und Jungen auch sehr unterschiedliche – positive wie zum Teil auch kontraproduktive – Lerneffekte haben konnte.

## 7.1 Die Gruppe als Stressfaktor und „emotionales Treibhaus"

Die – in allen teilgeschlossenen Gruppen gegebene – Unausweichlichkeit der Konfrontation nicht nur mit den Betreuenden und dem Lehrpersonal, sondern auch mit den anderen Jugendlichen wurde von manchen Mädchen und Jungen als Stressfaktor gewertet: *„Das nervt manchmal, wenn man jeden Tag dieselben Gesichter sieht"*, so Amy, und Lorina fand es *„schlimm, wenn man nie alleine ist und die ganze Zeit nur Zickenterror auf der Gruppe hat"*. Diese „Zwangsgemeinschaft" war besonders für die „Neuen" belastend, konnten sie sich ihr doch zunächst nur während der Mittagspause und der Nachtruhe entziehen und erst später dann durch längere Ausgänge und Heimfahrten. Und auch, wenn mehrere Mädchen erwähnten, dass sich das Gruppenklima durch das ständige Zusammensein auf Dauer noch verschlechtert habe, gab es andererseits nicht wenige Jugendliche, die gegen Ende ihres FM-Aufenthalts überzeugt waren, gerade dieses ständige Zusammensein hätte sie einander näher gebracht.

Auch eine Betreuerin beschrieb diese ständige Nähe als *„Stress"*, insbesondere für die Jugendlichen, die sich in früheren Maßnahmen *„immer entzogen"* hätten – und in der Tat hatten einige Mädchen und Jungen große Probleme damit, überhaupt in einer Gruppe zusammenleben zu müssen. Manche auch klagten über die Gruppenzusammensetzung, so z.B. Jasmin:

*„Die Mädchen sind hier so zusammengewürfelt, also hier passen so viele Mädchen nicht aufeinander, einfach, wo es so oft Streit gibt, wo man sich schlägt auf einmal. … Also das ist schrecklich, wirklich!"*

Gerade Jugendliche wie Jasmin, die über relativ gute soziale Kompetenzen verfügten, litten unter den „Ausrastern" und dem extrem auffälligen, oft aggressiven oder selbstverletzendem Verhalten anderer Jugendlicher, das für sie kaum nachvollziehbar war. So beschwert sich Laura:

*„Dann sind halt Neue gekommen, die total ausgetickt sind, Betreueranschläge geplant hatten und so. Aber zum Glück nicht geschafft haben. Da hab ich mir gedacht, ich gehör hier einfach nicht rein, ich bin froh, wenn ich geh".*

Noch im Zweitinterview erinnerte sich Laura mit Schaudern, *„was ich da alles mit ansehen musste"*. Sabine sah, wie viele andere, die FM-Gruppen quasi als „emotionales Treibhaus", wobei die (übertriebenen) Gefühle und Kontakte nicht von langer Dauer seien:

*„Es gibt auch Mädels, mit denen habe ich Adressen ausgetauscht, als sie gegangen sind, aber ich hab mit keiner mehr Kontakt. Das vergeht hier auch alles so schnell. So viele Mädchen sprechen hier drinnen von Liebe, obwohl sie … nicht wirklich lesbisch sind … Und melden sich dann nie mehr, wenn sie weg sind."*

Als weiteren „Treibhauseffekt" beschrieben andere Mädchen das schnelle und immer wieder neue Aufblühen wilder Gerüchte, die gerne ins Dramatische und Diffamierende verzerrt wurden, sodass es für die Mädchen meist sehr nachteilig und schmerzhaft war, wenn sie selbst Gegenstand der Gerüchtebildung wurden.

## 7.2 Unterschiedlichkeit und Dynamik der Gruppen und des Gruppenklimas

Im Verlauf eines Gruppenprozesses sowie in den einzelnen Gruppen kann sich das „Gruppenklima" sehr unterschiedlich entwickeln und mal „härter", mal „milder" sein. Dies scheint u.a. bedingt durch Wechsel in der Gruppenzusammensetzung, sowie durch den jeweiligen Entwicklungsstand der einzelnen Gruppenmitglieder. Josy beschrieb die Unterschiede in der Dynamik des „Lernfeldes Gruppe" sehr treffend:

*„Manchmal wollen Gruppengemeinschaften hinkriegen, zusammen zur Gruppe zu werden, aber es gibt auch Gemeinschaften, die schreien und zicken sich an und mehr wollen die eigentlich gar nicht. Die kämpfen mehr gegen sich als für sich. Aber wenn da neue Mädchen reinkommen, da kann die Gruppe dann auch wieder ganz anders sein."*

Und während in manchen Gruppen *„eine ziemliche Cliquenwirtschaft"* (so Jasmin) herrschte, entwickelte sich in anderen Gruppen zumindest zeitweise ein sehr förderliches Klima, wie eine Betreuerin berichtete:

*„Wir haben im Moment eine sehr stabile Gruppe, mit Mädchen, die sich gegenseitig stützen und aufeinander aufpassen. … die haben so einen Ehrenkodex entwickelt, …. Die sagen zu den neuen Mädchen, ‚bei uns wird nicht abgehauen! Und schon gar nicht vom Betreuerausgang, dass du's gleich weißt!' Und das ist mit dem Trinken genauso. …Also die Mädchen erziehen sich eigentlich in erster Linie gegenseitig und leisten hier die meiste Arbeit".*

Es war zudem festzustellen, dass es geschlechtertypische Varianten des „Gruppenklimas“ gibt, die gängigen Klischees entsprechen: In den Mädchengruppen wurden neben den positiven Seiten bzw. Phasen des Gruppenlebens *(„wir haben auch viel Spaß gehabt“* oder gar *„das war wie in einer Familie“*) vor allem das *„Herumzicken“*, die üble Nachrede, das Beleidigen und Intrigieren bemängelt, es kam allerdings auch in Mädchengruppen immer wieder mal zu Schlägereien.

In den Berichten der Jungen über die schlechten Erfahrungen in der Gruppe stand dagegen körperliche Gewalt im Vordergrund: Sie war in manchen Gruppen phasenweise und oft unterschwellig extrem ausgeprägt, stellte eine starke Belastung sowohl für die Jugendlichen wie die Betreuenden dar und wirkte sich auf die angestrebten Lernprozesse kontraproduktiv aus. Deshalb behalten sich die meisten Heime auch vor, allzu aggressive Mädchen und Jungen gar nicht erst aufzunehmen oder bald wieder zu entlassen, wenn sie nicht zu Veränderungen bereit und in der Lage waren. Aber auch aus Jungengruppen wurde immer wieder auch von guten Phasen und erfreulichen Erlebnissen berichtet.

## 7.3 Positionskämpfe und Positionierungsstrategien der Jugendlichen

Zum einen waren es die Veränderungen in der Gruppe, die den Jugendlichen ständig neue Anpassungsleistungen abforderten, um einmal errungene Positionen zu behaupten. Zum anderen ging es für die meisten Jugendlichen vor allem zu Beginn ihres Aufenthalts darum, sich überhaupt erst mal eine erträgliche Position in der Gruppenhierarchie zu erobern.

Wie schon in Kap. 4 angedeutet, wurden v.a. in **Jungengruppen** „die Neuen“ oft recht brutalen Ritualen unterzogen, in denen sie sich bewähren mussten, wenn sie in der Rangordnung der Gruppe nicht ganz unten landen wollten. So berichtete Moritz:

*„Hier muss man sich erst mal so einen Ruf aufbauen. Wenn so ein Typ herkommt und sagt , halt's Maul, da muss man gleich draufschlagen, weil sonst wird man hier voll verarscht. … Nach der Schlägerei haben wir uns die Hand gegeben. Da waren wir Freunde.“*

Solchen „Initiationsriten“ war auch Ron ausgesetzt: *„Alle Neuen werden erst mal zusammengeschlagen oder die ganze Zeit beleidigt. Oder es gibt auch noch was viel, viel Härteres, so was Schweinisches.“*

Auch ein Betreuer erwähnte einen aufgedeckten Fall, in dem ein „Neuer“ von den anderen Jungen massiv sexuell belästigt wurde. Der Übergang von Positionskämpfen, wie sie auch sonst unter Jungen üblich – und offenbar unvermeidlich – sind, zu Gewalt oder sexuellen Übergriffen scheint also fließend zu sein. Dabei wissen wir nichts über die Häufigkeit solcher Vorkommnisse, gehen aber davon aus, dass es hier eine große „Dunkelziffer“ gibt. Denn besonders die Jungen schienen Wert darauf zu legen, sich trotz erlittener Gewalt und Demütigungen nicht als Opfer zu präsentieren. So beteuerten sowohl Moritz als auch Ron, sehr schnell Anerkennung und

Freunde gefunden zu haben, während beide nach Aussagen ihre Betreuer dafür lange Zeit gebraucht hätten.

Wer neu in eine Gruppe mit (einzelnen) besonders aggressiven Jugendlichen kam, sah sich zudem manchmal zu Verhaltensweisen gezwungen, die ihm neue Probleme einbrachten, statt alte zu lösen: Martin und Bernd z.B., die etwa gleichzeitig in eine Gruppe kamen, gerieten, in eine Zwickmühle zwischen der geltenden Regel der Gewaltfreiheit und den hinterhältigen und von den Betreuenden nicht bemerkten Angriffen der anderen Jungen. Dass sie sich schließlich für körperliche Gegenwehr entschieden, obwohl *„ich mich gar nicht prügeln wollte"* (Bernd), brachte beiden zwar eine bessere Position in der Gruppe, aber leider auch eine Strafanzeige ein. Martins Betreuer beklagte, dass Martin wegen des hohen Gewaltpegels in der Gruppe die ersten vier Monate nicht *„zur Ruhe kommen konnte"* und sich erst auf den pädagogischen Prozess einließ, als der aggressivste Junge entlassen worden war.

Auch in **Mädchengruppen** hatten „die Neuen" häufig *„Stress"*, wenn vielleicht auch etwas weniger und seltener als bei den Jungen. Auch sie bekamen aufgestaute Aggressionen der anderen zu spüren oder wurden auch auf Dauer zum *„Opfer"*. Sonja wies dabei auf einen Aspekt von „Devianz-Training" (Dodge/Dishion/Lansford 2006)hin: Sie habe sich erst im Heim ein Verhalten angewöhnt, das sie eigentlich missbilligte:

*„Die Mädels haben sich immer einen Neuen ausgesucht, den sie fertigmachen, und dann wird man selbst so, dass man sich Leute raussucht, die schwächer sind und die man dann auch doof anmacht."*

Andererseits hatten die Neuen selbst zunächst oft kein gutes Bild von den anderen Mädchen. So dachte Nora am Anfang: *„Was sind das denn für eingebildete Zicken. ... Aber jetzt mag ich sie alle"* – ein Hinweis darauf, dass der Zwangskontext und das intensive Zusammenleben doch auch Verbindungen und Verbindlichkeiten schaffen können.

Speziell in Mädchengruppen schienen die Positionskämpfe immer wieder aufzuleben. Die Strategien dabei waren unterschiedlich: Manche Mädchen prügelten sich gelegentlich, wie z.B. Madeleine: *„Mit den meisten Mädchen kam ich schon klar, aber bei manchen hätte ich einfach reinhauen können. Gut, bei manchen habe ich es vielleicht auch gemacht, bei zwei Leuten oder so."*

Laura setzte dagegen auf eine Strategie, die *„ich in der Gruppe noch „weiterentwickelt habe … Ich wehr mich nicht mit Schlägen, ich wehr mich nur mit meinem Mund. Ich kann sehr gut provozieren. Mein Talent!"* Sabine verschaffte sich bald Respekt, weil *„ich jedem klar meine Meinung sagen kann"*, meinte aber, *„es gibt auch Leute, die können das nicht, für die sollte man sich dann halt auch einsetzen."*

Wie von Sabine schon angedeutet, verfügten längst nicht alle Jugendlichen über erfolgreiche Strategien im Positionskampf, und blieben mal kürzer, mal länger in der Rolle des **„Opfers"** oder **„Außenseiters"** bzw. wurden darin festgehalten. So erging es z.B. Sienna, die sich trotz aller Anregungen ihrer Betreuerin weiterhin *„sozial sehr ungeschickt"* verhielt, und bis zum Ende ihres zweijährigen Aufenthalts in der FM von ihrer Betreuerin *„in der Hierarchie ganz unten"* gesehen wurde. Dass es durchaus auch Mobbing gab, bestätigte Jenny, die „der Boss" in Siennas Gruppe war: *„Na ja, sie ist halt – keine Ahnung, wie ich das sagen soll, sie ist halt unser Opfer. Die provozieren*

*wir halt öfters und so. Da gibt es mehrere, es gibt eigentlich auf jeder Gruppe so einen Hänselsack."*

Sienna selbst behauptete allerdings in Erstinterview, Fortschritte im Umgang mit den anderen Mädchen gemacht zu haben:

*„Also am Anfang waren die anderen Mädchen was, was das Heim noch schlimmer gemacht hat. Da hatte ich es echt schwer, weil ich am Anfang sehr viel gelogen habe. … Und dadurch gab's natürlich Probleme. Dann hab ich angegeben mit irgendwelchen Sachen. Und auch so hatte ich mit den Mädels oft Streit. Aber mittlerweile komme ich mit Gleichaltrigen besser klar und deswegen war die Gruppe zum Teil auch eine Hilfe."*

Ob diese Fortschritte Siennas Leiden an der Gruppe aufwiegen konnten, muss ebenso offen bleiben wie die Frage, ob Sienna die gerade für sie so wichtigen sozialen Lernschritte auch unter leichteren Bedingungen hätte machen können – und ob sie diese angenommen hätte.

Während es den meisten Jugendlichen im Laufe der Zeit mit ihren jeweiligen Strategien, aber auch wegen ihrer wachsenden Gruppenerfahrung gelang, mittlere bis gute Positionen in der **Gruppenhierarchie** einzunehmen, brachten es andere sogar bis zum „Gruppenboss". So fand z.B. Jasmin, wie ihre Betreuerin bestätigte, schon bald einen *„guten Draht"* zu den anderen Mädchen und war wegen ihrer sozialen Kompetenz und ihrer Erfolge beim Schlichten von Konflikten allgemein beliebt. Sie wurde in dieser unparteiischen, ausgleichenden Rolle auch von ihrer Betreuerin geschätzt: *„Es ist schon gut, wenn man so jemand in der Gruppe hat und auch weiß, dass sie nicht gegen uns arbeitet."* Jasmin selbst allerdings urteilte, das Gruppenleben habe ihr nicht viel gebracht, und meinte auf Nachfrage etwas resigniert, *„ja, man lernt schon, mit den anderen Mädchen umzugehen, aber Streit schlichten, das habe ich auch schon vorher gekonnt."*

Jenny dagegen wurde eher aufgrund ihres Eigenwillens „Boss" in ihrer Gruppe. Aufgrund ihrer (durch den Freiheitsentzug noch gesteigerten) Stimmungsschwankungen hatte sie nach Meinung ihrer Betreuerin mal einen positiven, mal einen negativen Einfluss auf die Gruppe und wurde von den anderen Mädchen teils bewundert, teils gefürchtet: *„Jenny hätte eigentlich ein echtes Gegenüber in der Gruppe gebraucht, um sich weiterzuentwickeln*."

Es gab aber auch Jugendliche, die allein aufgrund ihrer Machtstellung, die sie sich durch körperliche Gewalt(androhung) oder auch durch ständiges Taktieren und Intrigieren sicherten, zu „Gruppenbossen" wurden – ohne dass die Betreuenden dies immer wirksam beeinflussen konnten (vgl. Hoops 2009, Kap. 7.1).

Wie diese Fälle zeigen, können „Gruppenbosse" aus unterschiedlichen Gründen von der Gruppe oft wenig für ihre eigene Entwicklung profitieren – und sie können für die Entwicklung der anderen Jugendlichen förderlich oder hemmend sein. Dies galt nach Aussagen der Betreuenden auch für Mädchen und Jungen, die schon lange in der Gruppe und/oder schon älter waren und denen es dann auch an einem *„echten Gegenüber"* fehlte.

## 7.4 „Echte" Freundschaft oder Dauer-Misstrauen?

Auch die Erfahrungen der Jugendlichen mit Freundschaften in der Gruppe

divergierten stark: Während manche angaben, mehrere gute Freundinnen oder Freunde gefunden zu haben, die ihnen den Aufenthalt in der FM wesentlich erleichterten, waren andere viel zurückhaltender oder blieben eher so unpersönlich wie Sola, die meinte, *„in der geschlossenen Gruppe habe ich mich voll gut verstanden“*, und damit nicht Einzelfreundschaften ansprach, sondern ihre angeblich große Beliebtheit in der Gruppe.

Eine ganze Reihe von Jugendlichen schien froh zu sein, dass sie in der Gruppe – oder auch in der Nachbargruppe – wenigstens eine Freundin oder einen Freund fanden. So sagte Lara über ihre Freundin: *„Das ist aber auch die Einzige, mit der ich richtig reden kann, die mich ernst nimmt, und der ich vertrauen kann, dass sie es nicht gleich überall weiter erzählt.“*

Dieses Vertrauensverhältnis war vielen Jugendlichen sehr wichtig, nicht wenige berichteten allerdings davon, dass ihr Vertrauen enttäuscht wurde. Auch Neid und Eifersucht gefährdeten so manche Freundschaft, und nur selten wurden Beziehungen so positiv bewertet wie von Sabine: *„Wir haben viel miteinander durchgemacht. Aber wir haben es immer wieder geschafft, aufeinander zuzugehen.“*

Typischer schien eine gewisse Ambivalenz, so z.B. bei Ron, der im Erstinterview zunächst sagte, *„wenn man einmal Vertrauen in einen Jungen gewonnen hat, dann hält es eigentlich die ganze Zeit an“,* kurze Zeit später aber meinte: „*Die Freundschaften hier sind nichts Gescheites. … Es schwankt halt irgendwie immer ein bisschen zwischen Freundschaft und Drogen. Und manchen sind die Drogen wichtiger als die Freundschaft“.*

Josy machte auf ein weiteres Problem aufmerksam, das offenbar kein Einzelfall war: Sie hatte zwar eine Freundin, aber so sagte sie, das Urteil ihrer Betreuerin (*„die haben sich gegenseitig hochgeschaukelt“)* übernehmend, „*wir haben uns nicht gut getan. Das passiert oft, dass sich da Freundschaften bilden in der Gruppe und die tun sich dann nicht mehr gut, machen nur Scheiß und reizen sich auf. Deshalb habe ich dann die Gruppe gewechselt.“*

Zudem bestätigte sich in den Folgeinterviews die schon zu Ende ihres Aufenthalts in der teilgeschlossenen Gruppe geäußerte Skepsis, ob die Kontakte und Freundschaften noch über das Ende der Unterbringung hinausreichen: Es wurden zwar beim Abschied vielfach Adressen ausgetauscht, aber meist wurden die Kontakte doch schnell abgebrochen. Allerdings zeigte die von einem Mädchenheim eingerichtete Seite für Email-Kontakte, dass sich viele Mädchen früher oder später, manchmal auch erst nach Jahren, wieder melden und nach Bekannten aus ihrer Zeit in der „Geschlossenen“ suchen.

## 7.5 Loyalitätskonflikte

Wie aus den Erstinterviews hervorgeht, wurden manche Jugendliche mit eher schwachen Positionen in der Gruppe durch die strengen Regeln des FM-Settings und die angedrohten Konsequenzen bei Regelverstößen in massive Loyalitätskonflikte gestürzt. Denn generell sind alle Jugendlichen verpflichtet, die Betreuenden über beobachtete Regelverstöße und die jeweils „Schuldigen“ zu informieren (z.B., wenn jemand heimlich geraucht,

oder Zigaretten eingeschmuggelt hat). Kommen die Jugendlichen dieser Verpflichtung nicht nach, droht u.U. der ganzen Gruppe seitens der Betreuenden eine Kollektivstrafe. „Petzen“ Jugendliche aber tatsächlich, müssen sie mit der Vergeltung der anderen Jugendlichen rechnen. Besonders brisant wurde dieser Konflikt für einzelne Jugendliche, wenn andere Gruppenmitglieder „Betreueranschläge“ planten. Während Jugendliche mit einer guten Position auch dann nicht an Ansehen verloren, wenn sie, wie z.B. Sabine oder Yago, klar machten, dass sie so etwas sofort den Betreuenden melden würden, hatten andere Jugendliche hier viel auszustehen und zu verlieren. So war z.B. Kristina in einem schweren Konflikt, weil sie ihre Bezugsbetreuerin nicht enttäuschen wollte, sich aber wegen ihres schlechten Status in der Gruppe nicht traute, diese von einem Anschlagsplan zu informieren. Martin dagegen fand in einer ähnlichen Situation eine Lösung, den Betreuer unbemerkt von den anderen Jugendlichen vorzuwarnen. So gelang es ihm, weder seine gute Beziehung zu seinem Betreuer zu belasten, noch den anderen Jungen als Verräter zu erscheinen.

In Loyalitätskonflikte kamen Jugendliche nicht selten auch dann, wenn sie von anderen aufgefordert wurden, gemeinsam Gelegenheiten zum Entweichen herzustellen oder zu nutzen oder von gemeinsamen Ausgängen so viel später zurückzukommen, dass auch dies als Entweichung galt. Hier mussten die Jugendlichen oft nicht nur dem Druck oder der Verlockung der anderen widerstehen, sondern auch den eigenen Freiheitsbedürfnissen. Und auch hier mussten sie sich entscheiden, welchen Weg sie für sich selbst gehen wollten. Die Betreuenden sahen es als Reifungsschritt an, wenn die Jugendlichen diese und ähnliche „Bewährungsproben“ bestanden, doch für die Jugendlichen war es einer der nicht seltenen Situationen, wo sie sich quasi zwischen (unangepasster) „Herkunft“ und angepasster, aber noch ungewisser „Zukunft“ entscheiden mussten – und jede Entscheidung zwangsläufig mit Verlusten verbunden war.

## 7.6 Fazit

Die Gleichaltrigen in der FM-Gruppe waren, so lässt sich bilanzierend festhalten, für alle Mädchen und Jungen von großer Bedeutung, wobei die Aussagen der Jugendlichen wie der Betreuenden darauf hindeuten, dass die aus sogenannten „dissozialen“ Jugendlichen zusammengesetzten Gruppen in fast jedem Fall ein sehr schwieriges und minenreiches Lernfeld darstellen. Dieses ermöglichte den Einzelnen ganz unterschiedliche, im Einzelfall aber auch gar keine Fortschritte in ihrer sozialen und Konfliktkompetenz, und brachte für manche auch eher negative Erfahrungen und Einflüsse mit sich. Immer wieder fanden wir in diesen Gruppen auch einige sozial recht kompetente Mädchen und Jungen, die es zum *„Gruppenboss“* brachten und ein „erreichbares Vorbild“ für andere Jugendliche darstellten. Insofern scheinen diese Gruppen ein Feld für soziales Lernen und für Peer-Beziehungen darzustellen, dem sich für manche Jugendliche sonst entzogen hätten. Ein solches Feld würde die von Dodge/Dishion/Lansford (2007) in vielen Fällen für erfolgversprechender erachtete Einzelbetreuung vermutlich nicht

bieten. Dabei umfassten allerdings die Lernprozesse nicht nur die von der Jugendhilfe erwünschten Inhalte, sondern auch einiges an „Devianz-Training“ und an Selbstbehauptungsstrategien unter Einsatz fragwürdiger Mittel.

Zudem ist davon auszugehen, dass die Jugendlichen spätestens nach Ende der Jugendhilfemaßnahmen wieder mit anderen Jugendlichen „draußen“ konfrontiert und damit wieder vor die Entscheidung gestellt sind, welchen Gruppen sie sich zuwenden wollen. Von daher scheint es sehr wichtig, dass sie soweit wie möglich Strategien sozialen Verhaltens erlernen, die ihnen den Anschluss an sozial akzeptierte Gruppierungen ebenso erlauben wie gewaltfreie Formen der Abgrenzung von *„falschen Freunden“* und deren Verhaltenszumutungen. Unter diesem Aspekt kann ein so intensiv pädagogisch begleitetes Übungsfeld wie die FM-Gruppe, das den Jugendlichen Verhaltensalternativen eröffnet und sie diesbezüglich immer wieder vor Entscheidungssituationen stellt, durchaus nützlich sein. Die Erst- und Zweitinterviews sowie die Fragebogenerhebung zeigen auch, dass viele Jugendliche sich in der Gruppe zumindest phasenweise wohlgefühlt und sich mit den anderen Jugendlichen arrangiert oder sogar sehr gut verstanden haben.

Allerdings kam es trotz der hohen Präsenz der Betreuenden immer wieder zu (von ihnen unbemerkten oder nicht beherrschbaren) Kämpfen und Demütigungen unter den Jugendlichen, bis hin zu Gewalt und sexuellen Übergriffen, wobei häufig mit unterschiedlichen Strategien um Positionen in der „Hackordnung“ der Gruppe gerungen wurde. Es scheint also unvermeidlich, dass sich – quasi jenseits von Programm und Programmatik – unter dem dichten „Kontroll-Teppich“ eine manchmal sehr heftige Dynamik unter den Jugendlichen entfaltet (vgl. v. Wolffersdorff u.a. 1996).

Es muss also immer auch Aufgabe der Betreuenden sein, zu überprüfen, wie weit die Bedingungen in der Gruppe und die persönlichen Voraussetzungen den einzelnen Jugendlichen ein produktives soziales Lernen ermöglichen, bzw. für wen diese Bedingungen so kontraproduktiv oder gar traumatisierend sind, dass ein anderes Setting wie z.B. die Versetzung in eine andere Gruppe oder auch eine Einzelbetreuung gefunden werden muss.

# 8 Wirkfaktor: Kooperation zwischen Heim, Jugendamt und weiteren Institutionen

In diesem Kapitel soll die Bedeutung der Jugendamtsfachkräfte und der Eltern, ihrer Haltungen und ihres Handelns und speziell der Hilfeplanung – wiederum aus Sicht der Betreuten und der Betreuenden – dargestellt werden.

Wie schon in Kap. 4 deutlich wurde, waren die Jugendlichen an der Hilfeplanung vor der Einweisung in eine FM nur wenig beteiligt und oft auch mit der FM nicht einverstanden. Zudem gab es offenbar nicht selten Mütter, die ihre Antragstellung für die FM ihren Kindern gegenüber dadurch rechtfertigten, dass das Jugendamt ihnen ansonsten einen Sorgerechtsentzug angedroht hätte, und so dem Jugendamt den „schwarzen Peter“ zu-

schoben. Auch wenn wir nicht wissen, wie oft die Jugendämter tatsächlich einen Sorgerechtsentzug erwogen, ist doch davon auszugehen, dass die genannten Faktoren die Beziehungen zwischen Jugendlichen und ihrem „Jugendamt" erheblich belasteten, was sich auch auf die Qualität der Hilfeplanung auswirkte sowie die Möglichkeiten der Partizipation, die die Jugendlichen für sich sahen (vgl. dazu Sülzle-Temme 2007). Zudem dürften auch die früheren Erfahrungen der Jugendamtsfachkräfte und der Jugendlichen miteinander und ihre Sichtweisen aufeinander von Bedeutung dafür sein, wie die Hilfeplangespräche verliefen und ob gute und für alle Beteiligten akzeptable Lösungen für die Anschlussmaßnahmen nach der FM gefunden wurden. Dies aber war wiederum oft ganz entscheidend dafür, ob sich die Jugendlichen – nach einer erfolgreichen Beendigung der FM – weiter stabilisieren konnten.

## 8.1 Jugendamtshandeln und Hilfeplanung – die Sicht der Jugendlichen

Nach den Ergebnissen der Fragebogenerhebung bewerten ein Viertel der Jugendlichen die Hilfeplangespräche und ihr Zurechtkommen mit dem Jugendamt negativ, ein Drittel nur eingeschränkt positiv. Damit fallen diese Beurteilungen deutlich schlechter aus als die Bewertungen zu den heiminternen Sozialbezügen. Dies erscheint umso bedenklicher, als viele Studien darauf hinweisen, wie wichtig es für die angestrebte „Koproduktion" und damit auch für den Erfolg der Hilfe ist, die Jugendhilfe-Prinzipien der Verständigung von Fachkräften und Klienten und der Partizipation der Jugendlichen möglichst weitgehend zu realisieren (vgl. Kriener/Petersen 1999; Pluto 2007; Wolf 2007).

Die Kommentare in den Fragebogen sowie die Aussagen in den Erstinterviews geben Aufschluss darüber, warum manche Jugendliche größere oder kleinere Probleme mit „ihrem **Jugendamt**"[7] haben:

- **Persönliche Abneigung bzw. generelle Ablehnung:** Generelle Aussagen wie *„ich mag die Frau nicht"* oder gar *„ich hasse mein Jugendamt"* waren bei den von etwa einem Viertel der Befragten vorgenommenen negativen Bewertungen gar nicht so selten, ebenso die Äußerung von Misstrauen gegenüber dem Jugendamt. Zum Teil betonten die Jugendlichen aber auch, dass es einen für sie negativen Wechsel der Zuständigen im Jugendamt gab. Negativ bewertet wird in einigen Fällen auch, dass es vor der Unterbringung gar keinen persönlichen Kontakt zwischen den Jugendlichen und „ihrer" Jugendamtsfachkraft gegeben hatte. Eine Betreuerin verwies auf einen weiteren möglichen Grund für diese Ablehnung: Das Jugendamt zu „hassen", sei für manche Jugendliche immer noch einfacher, als sich Fehler, Schuld oder Verantwortungslosigkeit ihrer Eltern oder auch eigenes Fehlverhalten einzugestehen. Solche Grün-

[7] Die Jugendlichen sprechen in aller Regel nur selten von den Fachkräften als Personen, sondern meist lediglich von „meinem Jugendamt".

de wurden von den Jugendlichen natürlich nicht benannt, aber wir hatten gelegentlich gerade bei den Zweitinterviews den Eindruck, dass es durchaus Koalitionen von Eltern und ihren Kindern gegen „das Jugendamt" gab, die für den Erfolg der Hilfe nicht gerade förderlich waren. Dasselbe galt für den Fall, dass geschiedene Eltern in Bezug auf die FM konträrer Meinung waren.

- In Einzelfällen waren die Jugendlichen generell unzufrieden mit der **Funktion bzw. der Macht des Jugendamts**, wenn sie den Eindruck hatten, dass sie mit *„Machtspielchen"* unter Druck gesetzt werden sollten. Ein Junge meinte auch, *„ich mag das Jugendamt nicht so, weil die haben das Sorgerecht"*.
- Das **Verhalten der Jugendamtsfachkräfte** gab den Jugendlichen ebenfalls des Öfteren Anlass zur Kritik, z.B., „das Jugendamt hat seine Meinung oft geändert und war fast nie erreichbar" oder „das Jugendamt hat überhaupt nicht gut gearbeitet". Zudem beschwerten sich die Jugendlichen über mangelndes Verständnis und Engagement. Solche Aussagen wurden meist nicht weiter begründet, bezogen sich möglicherweise aber auf das Handeln der Fachkräfte in den Hilfeplangesprächen (s. unten).

Dagegen sind immerhin gut 40% der befragten Jugendlichen überzeugt, dass sie **mit dem Jugendamt gut zurechtgekommen** sind. Dabei sehen sie häufig eine positive Entwicklung auch bei sich selbst: *„Am Anfang war es nicht gut, aber jetzt kapiere ich, dass sie es richtig gemacht haben"*, oder auch nur *„anfangs sehr schlecht, später sehr gut"*: Manche sind auch ganz allgemein zufrieden und betonen: *„Das Jugendamt hat sich viel um mich gekümmert"* oder *„es war ein guter Mann"*. Positiv waren die Einschätzungen auch, wenn die Jugendlichen sich ernst genommen fühlten und auch ihre Wünsche berücksichtigt wurden, *(„ganz gut, es nahm auch meine Wünsche an")*, wobei das für die Jugendlichen nicht heißen muss, dass ihre Wünsche immer erfüllt wurden. Marvin, der als Kleinkind oft Hunger litt, nannte einen ganz besonderen Grund, seinem früheren Jugendamtsmitarbeiter nachzutrauern: *„Der war nett, der hat immer Freizeitgestaltung mit uns gemacht und uns zum Essen eingeladen"*.

Die **Zufriedenheit mit den Hilfeplangesprächen** liegt zwar deutlich im positiven Bereich, die Fragebogenergebnisse zeigen aber auch, dass immerhin 13% der Jugendlichen damit gar nicht und nur etwas mehr als die Hälfte völlig zufrieden sind.

Auch hier gab es seitens der Jugendlichen Gesamtbewertungen wie *„vieles war gut, vieles nicht"* oder *„das Erste war schlecht, das Zweite gut"*, wobei aber die Gründe für diese Bewertungen nicht aufgeführt werden.

Darüber hinaus aber zeigte sich an den Kommentaren der Fragebogen und in den Erstinterviews, dass das gerade thematisierte Zurechtkommen der Jugendlichen mit ihrem Jugendamt großen Einfluss auf ihre Zufriedenheit mit den Hilfeplangesprächen während der FM hatte. Dieses wenig überraschende Ergebnis ist auch dadurch bedingt, dass die Jugendlichen die Jugendämter durchaus als diejenigen erlebten, die über ihr weiteres Wohl und Wehe zu entscheiden hatten. Die Fachkräfte des Heims als „Dritte im Bunde" bei den Hilfeplangesprächen wurden dagegen mal als eigene Verbündete, mal als Verbündete des Jugendamts oder – nicht selten – auch als

Vermittler gesehen. Zu erwähnen ist noch, dass in den meisten Heimen die Betreuenden die Hilfeplangespräche mit den Jugendlichen sowohl inhaltlich als auch bezüglich eines angemessenen Verhaltens der Jugendlichen vorbereiteten, um deren Partizipationschancen zu erhöhen. Standen allerdings in der Gruppe andere dringende Probleme an, so fielen diese Gespräche zum gelegentlich auch mal aus – sehr zum Leidwesen der Jugendlichen.

Die Fragebogen-Kommentare und Interviewaussagen der Betreuten beziehen sich v.a. auf folgende Aspekte, die dann auch – ähnlich wie in Bezug auf das Jugendamt – das Maß an Zufriedenheit der Jugendlichen mitbestimmten:

- **Einbeziehung der Jugendlichen**: Zufrieden äußerten sich Jugendliche über das Hilfeplangespräch bzw. die Hilfeplangespräche (die meisten Jugendlichen hatten während ihres Aufenthaltes mehrere Gespräche) z.B., *„weil sie auch gefragt haben, was ich will"*. Oder sie bemängelten, *„dass ich bei den Gesprächen nicht so oft dabei war"*, oder erlebten es als unangenehm, dass *„alle über mich redeten"*. Sabine war *„sauer, weil ich rausgeschickt wurde, dabei ist es doch mein Hilfeplan"*. „Rausgeschickt" wurden die Jugendlichen dann, wenn sie *„sich im Ton vergreifen"*, wie eine Betreuerin erläuterte, aber offenbar auch dann, wenn sie bei bestimmten Themen nicht dabei sein sollten. Darauf reagierten sie m.E. mit Recht verärgert. So beklagte Sina, dass sie erst ganz am Schluss des Hilfeplangesprächs *„nur für fünf Minuten reingeholt"* und ihr lediglich ein Ergebnis der Beratung mitgeteilt wurde. Dieses Ergebnis passte ihr überhaupt nicht, sie erhielt aber keine Möglichkeit, darüber noch zu diskutieren, weil *„mein Jugendamt dann zum Zug musste"*. Dabei sollte eigentlich allen Beteiligten klar sein, wie wichtig eine angemessene Partizipation bei der Hilfeplanung gerade auch dann ist, wenn den Wünsche der Jugendlichen nach mehr Freiheit während der FM nur sehr begrenzt entsprochen wurde. Denn spätestens bei der Entlassung sollten/müssten die Jugendlichen kompetent mit über ihre Zukunft entscheiden können (s. Kap.10).
- Zufriedenheit äußerten die Jugendlichen dagegen, wenn die **Hilfeplanung** seitens der Betreuenden mit den Jugendlichen **gut vorbereitet** wurde und wenn es ihnen gelang, ihre Anliegen ohne Angst, aber auch ohne Aggressivität zu vertreten, oder wenn die Betreuenden den Jugendlichen in der Auseinandersetzung mit dem Jugendamt den Rücken stärkten.
- Die Zufriedenheit hing auch von der **Art der Aussagen über die Jugendlichen** ab, also ob die Jugendamtsfachkräfte oder auch *„Lehrer oder Erzieher was Schlechtes über mich sagen"* oder ob *„man von allen Lob bekommt",* und gemachte Fortschritte hervorgehoben wurden. Andy war, wie manch andere, schon zufrieden, *„wenn mehr Gutes als Schlechtes gesagt wurde"*, während andere beklagten, *„mein Jugendamt hat mir wenig zugetraut"*.
- Für die Zufriedenheit mit dem Hilfeplangespräch war für manche Jugendlichen zudem die **Teilnahme ihrer Eltern/Mütter** ausschlaggebend. Denn so ermöglichte das Gespräch nicht nur ein Wiedersehen mit Familienangehörigen, sondern sie konnten sich auch deren Interesse an ihrem Wohlergehen sicher sein. Für Siena z.B. war es ein großer An-

sporn, als ihr Vater nach einem heftigen Zerwürfnis mit ihr schließlich wieder bereit war, an den Hilfeplangesprächen teilzunehmen und sie dort zum „Durchhalten" ermutigte. Nicht wenige Jugendliche dagegen mussten auf die Teilnahme ihrer Mütter/Eltern verzichten, weil deren Gleichgültigkeit, Sucht oder sonstige Konflikte zu groß waren oder es schlicht an Reisemöglichkeiten zu den oft weit entfernten Heimen fehlte.

- Entscheidend für die Zufriedenheit waren vielfach die **Ergebnisse des Hilfeplangesprächs** bzw. die Diskrepanz zwischen den eigenen und den Zielen des Jugendamts und des Heimpersonals, so etwa, wenn Letztere eine weitere teilgeschlossene Unterbringung für notwendig hielten, die Jugendlichen aber unbedingt in eine offene Gruppe oder gar nach Hause wollten: *„Sie haben alles abgelehnt, was ich wollte"*, so ein Kommentar. Unzufrieden waren die Jugendlichen auch, wenn sie es z.B. „ungerecht" fanden, *„dass ich länger bleiben muss als meine Freundin"* (Valerie) oder wenn Anschlussmaßnahmen geplant wurden, die die Jugendlichen vehement ablehnten (*„dann bin ich ausgeflippt"*, so Moritz). Zufrieden waren die Jugendlichen dagegen, wenn *„was dabei herausgekommen ist, was ich okay fand"*. Dabei waren die Jugendlichen eher bereit, für sie zunächst „unerwünschte" Entscheidungen über den weiteren Hilfeverlauf zu akzeptieren, wenn sie in die Entscheidungsfindung gut eingebunden waren. Bernd z.B. war mit dem Ergebnis zufrieden, weil seine Wünsche ernst genommen, ihm aber auch Bedingungen gestellt wurden, die er dafür erfüllen musste.
- Unabhängig von der Zufriedenheit der Jugendlichen muss es als problematisch angesehen werden, dass es in einzelnen Fällen zu **Konflikten oder Koalitionsbildungen zwischen Heim, Jugendamt und/oder Eltern** kam. Denn ein solcher Dissens zwang die Jugendlichen zu einer Parteinahme, verunsicherte sie und wirkte sich in manchen Fällen auch längerfristig negativ aus. Das gilt etwa im Fall von Laura, die die Entscheidung von Heim und Jugendamt, dass sie noch länger in der FM bleiben solle, deshalb noch schlechter annehmen konnte, weil ihre Mutter ihr signalisierte, dass sie dagegen sei.
- Für manche Jugendlichen war auch **das eigene Verhalten** wichtig bei der Bewertung der Hilfeplangespräche: So war David mit sich unzufrieden *„weil ich mich so aufgeführt hab, dass ich gleich beim ersten Hilfeplangespräch rausgeflogen bin"*, Sophia dagegen freute sich über ihre Fortschritte: *„Das erste und zweite Hilfeplangespräch habe ich nicht so toll gemacht, aber mit dem letzten bin ich zufrieden"*. Manche ärgerten sich auch, dass sie *„nicht so recht durchblicken"* oder nicht wussten, was sie sagen sollen oder weil sie *„den Mund nicht aufkriegen"*. Und während einige recht geschickt taktierten, wie etwa Laura (*„da habe ich das Hilfeplangespräch abgebrochen"*), verfolgten andere altvertraute, aber für das Hilfeplangespräch dysfunktionale Konfliktstrategien, z.B. Selma: *„Wenn mein Jugendamt was gesagt hat, was mir nicht gepasst hat, bin ich rausgerannt, dann haben die was beschlossen, was ich nicht wollte"*, oder Jenny, deren FM verlängert wird, *„nur weil ich ein bisschen rumgeschrien habe"*. Lara meinte resigniert *„ich hab immer nur geheult"*.

- Bei nicht wenigen Jugendlichen zeigte sich aber auch eine deutliche **Distanzierung von den Hilfeplangesprächen** und der Möglichkeit, Einfluss zu nehmen. Dieser Haltung gingen meist frühere massive Konflikte mit dem Jugendamt voraus, wobei die Jugendlichen sich z.T. als Opfer ohne Einflussmöglichkeit sehen: *„Dann haben die beschlossen, dass ich dahin muss, was ich sage, interessiert keinen Arsch"* (Christel) und Sven meinte lakonisch, *„da kannst eh nix machen, die halten alle zusammen"*.

## 8.2 Jugendamtshandeln und Hilfeplanung – die Sicht der Betreuenden

Wendet man sich den Einschätzungen der Betreuenden in der Fragebogenerhebung zu, so zeigt sich: Zum einen konnten die Jugendlichen von den Kontakten mit ihrem Jugendamt und der Hilfeplanung zu Beginn der FM in wesentlich geringerem Maß profitieren als gegen deren Ende. Die Betreuenden konstatieren also deutliche Fortschritte. Allerdings sind ihre Bewertungen insgesamt ähnlich „verhalten" wie die der Jugendlichen selbst.

Die Faktoren, die die Betreuenden sowohl in der Fragebogenerhebung wie in den Erstinterviews für den Gewinn bzw. die mangelnden Fortschritte verantwortlich machen, die die Jugendlichen aus den Hilfeplangesprächen ziehen konnten, decken sich z.T. mit den von den Jugendlichen genannten Aspekten. Sie lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

- Maß an **Vertrauen und Beziehungsqualität zwischen Jugendlichen, Jugendamt und Eltern**, wobei das Spektrum der Kommentare in den Fragebogen reichte von *„sie fühlte sich angegriffen und unverstanden"* über *„große Probleme mit der Sachbearbeiterin des Jugendamts, Kommunikationsproblem mit der Mutter"* und *„Vertrauen zu uns, aber nicht zum Jugendamt"* bis hin zu *„Kontakt zu Jugendamt und Eltern positiv"*. Auch einzelne Betreuende übten Kritik an häufigem Wechsel der Fachkräfte im Jugendamt und einem dadurch bedingten Mangeln an Verlässlichkeit und Beziehung zu den Jugendlichen.
- Maß an **Einsicht** *(„sie sah keine Probleme ein"* oder *„er war nicht in der Lage, seine Situation zu reflektieren"*) und **Kooperation** *(„wollte sich nicht helfen lassen")* bzw. **Opposition der Jugendlichen** *(„sie wollte nie, was Jugendamt oder Eltern wollten")*.
- Maß an **Beteiligung** (von *„sie dachte, alle seien gegen sie und sie dürfe nicht mitentscheiden"* bis hin zu *„er konnte selbst entscheiden, wie es weitergeht"* und *„sie fühlte sich ernst genommen"*), **Transparenz** (im Optimalfall: *„große Klarheit für ihn, alle ziehen an einem Strang"*) sowie **Zielorientierung der Jugendlichen** *(„indifferent"* versus *„klare Ziele")* **und der anderen Beteiligten** *(„Gut, weil auf seine Kernproblematik eingegangen wurde")*. So zeigten z.B. die Erstinterviews mit Bernd und mit seinem Betreuer, wie wichtig das Zusammenspiel dieser Faktoren mit den Möglichkeiten des Jugendlichen ist: Das Hilfeplangespräch war für Bernd zwar transparent und er

akzeptierte die Ziele für sich auch, konnte sie aber dann leider doch nicht erreichen.

- Maß an **Verhaltensproblemen**, z.B. *„er war überfordert", „er verstand nichts", „sie hatte Angst, vor so vielen Leuten zu sprechen", „sie war mit den Gedanken woanders",* oder auch *„er mischte sich permanent in das Gespräch ein, Rumkaspern oder Ausflippen führte zum Ausschluss".*
- Von den Betreuenden wurden gelegentlich auch (schädliche) **Koalitionen** zwischen Mutter, Kind, Heim, Jugendamt bzw**. Konflikte zwischen Heim und Jugendamt** in Bezug auf die Einschätzungen des weiteren Hilfebedarfs als Grund für die Probleme mancher Jugendlicher mit der Hilfeplanung gesehen. Dabei vermuteten die Betreuenden hinter solchen Konflikten auch Rivalitäten (im Sinne von „wessen Einschätzung/Hilfeangebot ist besser?") sowie finanzielle Motive.

Die **Verbesserung in den Bewertungen** der Betreuenden in Bezug auf den Nutzen der Hilfeplangespräch für die Jugendlichen vom Beginn bis zum Ende der Unterbringung erklärt sich daraus, dass die Betreuenden zum einen bei den Jugendlichen einen Zuwachs an Vertrauen, Einsicht, Kooperation und Kontrolle des eigenen Verhaltens sahen. Zum anderen wiesen die Betreuenden auch auf das hin, was sie zwischenzeitlich für die und mit den Jugendlichen erreicht hatten: *„Wir haben ihr gegenüber dem Jugendamt den Rücken gestärkt"*, oder *„als das Hilfesystem und die Familie einig waren, entwickelte er zwangsläufig Vertrauen in die Absprachen"*, oder *„es wurde eine genau auf ihn zugeschnittene Folgemaßnahme erstellt".*

Eine ganze Reihe von Betreuenden aber attestierten den Jugendlichen dieselben **Probleme wie am Anfang**, vor allem mangelnde Einsicht oder mangelndes Einverständnis mit der weiteren Hilfeplanung. Diese insgesamt relativ geringe Entwicklung wurde meist damit erklärt, dass die Kontakte zwischen Jugendlichen und Jugendamt zu selten seien, als dass sich genügend Vertrauen und eine gute Beziehung entwickeln könnten.

## 8.3 Fazit

Die Bewertungen der Hilfeplanung durch die Jugendlichen und die Betreuenden zeigen – neben vielen positiven Tendenzen – eine ganze Reihe von Problemen auf: So scheinen die Möglichkeiten der Partizipation der Jugendlichen und ihrer Befähigung dazu noch verbesserungsbedürftig. Weiter ist zu fragen, ob die Gestaltung der Hilfeplangespräche noch zu wenig auf die Jugendlichen, ihre Wünsche und ihr (sicher oft schwieriges) Verhalten abgestellt war. Leider wurden solche strukturellen Unzulänglichkeiten in den Kommentaren der Betreuenden wenig thematisiert. Die Probleme des mangelnden Erfolgs der Hilfeplangespräche wurden vielmehr bei den Jugendlichen verortet. Damit wurde m.E. auch an dieser Stelle die Chance zu wenig genutzt, über Verbesserungen nachzudenken, die den Jugendlichen in den Hilfeplangesprächen sowohl das Verstehen der Vorgänge als auch eigene Äußerungen und ein angemessenes Verhalten erleichtern könnten (vgl. Sülzle-Temme 2007). Denn angesichts der für ihre Zukunft sehr bedeutsa-

men Hilfeplanentscheidungen ist zu befürchten, dass der Mangel an Beteiligung und Einverständnis so mancher Jugendlicher in den Hilfeplangesprächen die Erfolgsaussichten des weiteren Verbleibs in FM oder der geplanten Anschlussmaßnahmen erheblich schmälert.

Auch den gar nicht so seltenen Konflikten zwischen Eltern und Einrichtung oder Eltern und Jugendamt oder auch zwischen Heim und Jugendamt müsste vermutlich noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, da sie die weitere Hilfeplanung und deren Erfolg erheblich erschweren können.

Dazu kommen strukturelle Konflikte: So haben die Jugendämter zwar die Entscheidungsmacht über die weiteren Hilfen, für die sie ja auch die Mittel bereitstellen müssen. Für die Auswahl der Folgemaßnahmen aber sind sie z.T. abhängig von den Heimen, die die Jugendlichen und die passenden Heime oftmals besser kennen. Alle diese teilweise unterschwelligen Spannungen müssen in den Hilfeplangesprächen so gut wie möglich austariert werden. Denn ihnen kommt schließlich bei der Auswahl der Anschlussmaßnahmen, die für die weiteren Entwicklungschancen der Jugendlichen entscheidend sind, eine Schlüsselrolle zu.

# 9 Am Ende von FM: Eine überwiegend positive Bilanz

## 9.1 „Es war hart, aber es hat mir viel gebracht" – die Sicht der Jugendlichen

Trotz aller Härten der FM, die die Jugendlichen zum Ende ihrer Unterbringung benennen, antworteten mehr als vier Fünftel der Jugendlichen in der Fragebogenerhebung, die Zeit in der FM habe ihnen „viel" gebracht und sie hätten „viel" gelernt. Dabei bezog sich das Lernen weniger auf formale Bildungsinhalte, sondern eher auf den Erwerb von „Lebenskompetenzen" (vgl. WHO 1994) und zwar v.a. in Bezug auf den *Umgang mit anderen Menschen* (vgl. Sülzle-Temme 2007, die in ihrer Analyse der Akten von Jugendlichen in FM ebenfalls zu dem Schluss kam, dass den Jugendlichen am Ende der FM die größten Erfolge im Bereich sozialen Lernens bescheinigt wurden). Zudem werteten es viele Jugendliche als wichtigen Erfolg, dass sie sich *mit ihren Eltern wieder besser verstanden*. Dies war, so zeigen die Erstinterviews, vor allem dann der Fall, wenn die Eltern auch während der schweren Zeit in der FM Interesse an ihren Kindern gezeigt und sie nach besten Kräften unterstützt hatten, wie z.B. die Mütter von Jasmin und Ron. Doch das galt leider nicht für alle Eltern. So musste z.B. Martin feststellen, dass seine Mutter bei seinen Heimfahrten nach wie vor nicht an ihm interessiert war, während Sienna das Glück hatte, dass ihr Vater schließlich wieder Kontakt mit ihr aufnahm und sie zum „Durchhalten" ermutigte.

Einen weiteren Erfolg sahen viele Jugendliche darin, dass sie nun *weniger* oft *„ausrasten"* und *Gewalt* anwenden würden. Viel waren sich auch sicher,

dass sie künftig *keine Straftaten* begehen würden und mit *Alkohol und Drogen besser umgehen* könnten.

So hatten sich für Martin seine Hoffnungen, durch die FM doch noch der Alkoholsucht und der Verelendung auf der Straße sowie wiederholter Haft zu entkommen, am Ende erfüllt: Obwohl er gerne noch ein halbes Jahr länger in FM geblieben wäre, fühlte er sich dem von seinem Jugendamt vorgeschlagenen Jugendberufswerk, kombiniert mit betreutem Wohnen, zumindest halbwegs gewachsen. Gemessen an seinen Ausgangsbedingungen hatte er, davon war auch sein Betreuer überzeugt, *„Riesenfortschritte"* gemacht. Auch für Sienna, Jasmin und Ron spielten Alkohol, Drogen und Straftaten am Ende ihrer FM kaum noch eine Rolle.

Zudem hoben viele Jugendliche ihre *schulischen Erfolge* hervor. So bezeichneten Jasmin und Sienna ihre guten Hauptschulabschlüsse, die sie „draußen" ihrer Meinung nach „nie" geschafft hätten, als das wichtigste Ergebnis der FM. Sienna hatte sogar schon eine Ausbildung in einer offenen Jugendhilfeeinrichtung in Aussicht und bilanzierte: *„Ich hab' die Geschlossene gebraucht, aber wünschen tu ich's keinem!"* (vgl. zu dieser ambivalenten Haltung am Ende der FM auch Pankofer 1997).

Ron hatte zwar zum Ende der FM noch keinen Hauptschulabschluss, aber obwohl er vor der FM jahrelang kaum noch zur Schule gegangen war, glaubte er, dass er den Schulabschluss „draußen" schaffen könnte. Vor allem aber war er sicher, dass er nicht mehr in seine Computerspielsucht zurückfallen würde.

Nun ist aufgrund unserer Ergebnisse nicht zu bezweifeln, dass die meisten Jugendlichen in der FM Fortschritte gemacht haben. Doch dürfte, wie schon in Kap. 2.2.3 erwähnt, ein Teil der positiven Bewertungen des Settings, aber vor allem auch des persönlich Erreichten auf die Freude zurückzuführen sein, *„es endlich überstanden"* (Sina) zu haben, sowie auf den Stolz der Jugendlichen (den manche beim Erstinterview sehr deutlich ausdrückten), dass sie überhaupt so lange durchhielten und – zumindest in der zweiten Halbzeit der Unterbringung – auch zunehmend Lob und Anerkennung für ihr verbessertes Leistungs- und Sozialverhalten bekamen: Die Jugendlichen entwickelten und erprobten Alternativen zu ihrem früheren Fehlverhalten – von dem sich z.B. Jasmin, Sienna, Martin und Ron explizit distanzierten – und bezogen daraus ein neues Selbstvertrauen und die Erfahrung von Selbstwirksamkeit.

Zu den überwiegend positiven Bilanzen der Jugendlichen mag weiterhin beigetragen haben, dass viele auch unter dem Druck standen, den Teil ihrer Lebenszeit zu rechtfertigen, den sie in FM zubringen mussten. Und dies gelang ihnen offenbar leichter, wenn sie sich nicht nur als bloßes Opfer sahen (obwohl auch diese Selbststilisierung – z.B. bei Moritz und Sonja – vorkam), sondern als aktiv Handelnde, die sich trotz der schwierigen Ausgangsbedingungen Erfolge erarbeitet hatten. So stand Valerie mit ihrer Meinung *„wenn ich die Geschlossene geschafft habe, dann schaffe ich es auch draußen!"* keineswegs allein. Doch diese Gewissheit erwies sich, wie die Folgeinterviews zeigten, bei manchen Jugendlichen als trügerisch: Eine einigermaßen gelungene Anpassung an das hochstrukturierte FM-Setting garantiert eben noch lange nicht, dass die Jugendlichen danach auch besser im „normalen

Leben draußen“ zurechtkamen: Diese Bewährungsprobe stand den Jugendlichen zum Ende der Unterbringung noch bevor.

Es gab in unserer Studie aber auch einzelne Jugendliche, die zum Ende der FM kaum Fortschritte für sich sahen, wie z.B. Sola, Cora und Sonja. Auch Jenny meinte, dass die Geschlossenheit sie nur noch *„aggressiver“* gemacht habe, und dass sie sich vor allem deshalb schließlich besser an die Regeln angepasst habe, *„damit ich möglichst schnell da wieder rauskomme“*. Sie erkannte allerdings an, dass ihre Betreuerin ihr dabei sehr geholfen habe. Und Laura war sich – sehr im Gegensatz zu ihrem Betreuer – sicher, dass sie auch zuhause wieder in die Schule gegangen wäre und dass die Gruppe *„und was ich da alles mit ansehen musste“* ihr eher abträglich waren. Moritz, der fast drei Jahre im Heim war, sah zwar gewisse Fortschritte für sich, meinte aber, *„ein halbes Jahr hätte mir gereicht“*. Tatsächlich stellt sich bei Fällen wie Moritz, der weiter Drogen nahm und kaum Eigeninitiative entwickelte, seine Situation zum Besseren zu wenden, die Frage, ob eine so lange FM sinnvoll ist – aber auch, welche Hilfe sonst passend gewesen wäre.

## 9.2 „Die FM war richtig“ – die Sicht der Betreuenden

Die Betreuenden schätzten die Fortschritte der Jugendlichen in allen Bereichen deutlich „vorsichtiger“ und entsprechend niedriger ein. Sie waren aber ganz überwiegend der Meinung, dass der Freiheitsentzug die geeignete Maßnahme für die von ihnen betreuten Jugendlichen war. Das FM-Setting erfüllte, so lassen sich ihre Aussagen bündeln, für die meisten Jugendlichen zumindest eine **Schutz- und Förderfunktion**, die die Jugendlichen wenigstens ein oder zwei Jahre vor Haft oder Straße bewahrte. Vielen eröffnete die FM aber auch Verhaltensalternativen und damit neue Perspektiven und führte sie zumindest einige Schritte an ein sozial akzeptables Leben heran. So konnten sich die meisten Jugendlichen am Ende der FM wieder vorstellen, freiwillig zur Schule zu gehen bzw. eine Ausbildung zu beginnen, oder hatten sportliche oder kreative Freizeitinteressen entwickelt, denen sie weiter nachgehen wollten.

Seltener allerdings konnte die FM nach Meinung der Betreuenden eine **Befähigungsfunktion** in dem Sinne erfüllen, dass die Jugendlichen am Ende der FM nicht nur motiviert, sondern auch in der Lage waren, ihrem Leben nach der FM schon eigenständig eine Wendung in Richtung eines sowohl in ihren Augen gelingenden wie gesellschaftlich akzeptablen Lebens zu geben. Einige Betreuer schlossen aber auch von ihrer Erfahrung mit „Ehemaligen“, dass die Jugendlichen – auch in nachträglichem Widerstand gegen die FM – möglicherweise erst einmal ihr altes Leben wieder aufnehmen würden, und erst*, „wenn sie wieder ganz unten sind, auf das zurückgreifen, was sie bei uns gelernt haben*“ (FM-Betreuer). Diese Hoffnung äußerten sie nicht selten auch für diejenigen Jugendlichen, für die sie am Ende der FM keine gute Prognose abgaben.

Allerdings hatten die Betreuenden auch gelegentlich Zweifel an der Eignung der FM, und zwar bezüglich der (wenigen) Jugendlichen, deren sozial-emotionale Probleme sich durch die Geschlossenheit und die Zwänge des Gruppenlebens eher noch verschärft hatten, oder die bestenfalls nur sehr oberflächlich zu einer Mitarbeit bereit gewesen waren – möglicherweise weil sie schon zu alt oder in ihrer Beziehungsfähigkeit zu sehr beeinträchtigt waren, wie etwa Sola und Jenny. Manche Jugendlichen waren nach Meinung der Betreuenden auch schon zu tief in kriminelle oder Drogenkarrieren verstrickt, wie etwa Moritz, Carlo oder Bernd. Oder sie hatten Eltern, die ihren Kindern immer wieder signalisierten, dass sie nicht hinter der FM standen, und/oder dass sie ihre Kinder auch dann wieder aufnehmen würden, wenn sie weiterhin unter deren Fehlverhalten leiden müssten.

Im Fall von Bernd etwa hielt sein Betreuer die FM zwar für passend, musste aber im Erstinterview zugestehen, dass Bernd sich trotz guter Absichten bei seinen bisherigen Heimfahrten nicht von seinen alten Kumpels distanzieren konnte und sich erneut in Straftaten verwickeln ließ. Zudem stand seine Mutter trotz vieler Gespräche der FM skeptisch gegenüber. Nach ihrem Wunsch sollte Bernd nach der FM wieder zu ihr zurückkehren, obwohl abzusehen war, dass sie ihm keinerlei Grenzen setzen konnte. Bernd dagegen war hin- und hergerissen, ob er dem Wunsch seiner Mutter oder dem Vorschlag von Jugendamt und seinem Betreuer folgen sollte, zunächst in ein offenes Heim außerhalb seiner Heimatstadt zu gehen, um nicht zuhause wieder auf seine delinquente Clique zu treffen und irgendwann zu einer Haftstrafe verurteilt zu werden. So stand für Bernd die Schutzfunktion der FM in Bezug auf Vermeidung von Straftaten und die drohende Haft im Vordergrund, nachdem eine Förderung nur sehr begrenzt möglich war: *„Er begreift das alles, was wir ihm sagen, und hier in der Gruppe läuft es inzwischen auch gut, aber er kann es draußen nicht umsetzen“*, so sein Betreuer am Ende der FM.

## 9.3 Fazit

Die Jugendlichen sahen zum Ende der FM erhebliche Fortschritte in allen Bereichen, in denen sich ihr Verhalten entsprechend der Hilfeplanungsziele, aber schließlich auch entsprechend ihrer eigenen Ziele verbessern sollte. Diese Fortschritte konstatierten sie nicht nur in Hinblick auf formale Ziele, wie z.B. Schulabschlüsse, sondern v.a. im Bereich allgemeiner Lebenskompetenzen, wie im Umgang mit anderen Jugendlichen und – vielen sehr wichtig – mit ihren Eltern, in Bezug auf Selbstbeherrschung und den Verzicht auf Gewalt sowie die Reduktion von Sucht- und Delinquenzverhalten. Nur wenige Jugendliche sahen für sich keine oder nur geringe Fortschritte. Offenbar waren für einen Teil dieser positiven Einschätzung auch Motive wie Stolz und Freude die „Geschlossene geschafft“ zu haben sowie die Rechtfertigung der dort verbrachten Lebenszeit von Bedeutung.

Die Betreuenden schätzten die Erfolge der Jugendlichen zwar auch meist positiv, aber sehr viel vorsichtiger ein und waren des Öfteren skeptisch, ob die Jugendlichen das in der FM Erreichte in der wiedergewonnenen Freiheit

ausreichend umsetzen könnten. Und obwohl sie eher auf die Begrenztheit dessen hinwiesen, was mit manchen Jugendlichen in der FM noch erreicht werden konnte, waren sie doch überzeugt, dass FM in den meisten Fällen „die richtige Maßnahme" gewesen sei. Sie verwiesen allerdings auch auf einzelne Jugendliche, für die FM wenig gebracht habe oder sogar kontraproduktiv gewesen sei.

Fasst man die Aussagen der Betreuten wie der Betreuenden zusammen, so erfüllte die FM für die meisten Jugendlichen eine **Schutzfunktion**, bezogen auf drohende Haft bzw. ein Leben auf der Straße. Für die meisten hatte sie auch eine – mehr oder weniger – begrenzte **Förderfunktion**, vor allem bezogen auf Sozial- und Lernverhalten und die Reduzierung von Delinquenz, Gewalt und Suchtmittelkonsum. Für manche Jugendlichen konnte die FM auch eine **Befähigungsfunktion** erfüllen in dem Sinne, dass sie dort offenbar gute Voraussetzungen erworben hatten, um erfolgreich und ohne erneute „Abstürze" die nächsten Schritte in ihr zukünftiges Leben zu gehen.

# 10 Übergänge und Neubeginn als Krise und Chance

Nach der „Schonfrist" und dem Schutz, die die FM für nicht wenige Jugendliche bieten, werden diese Mädchen und Jungen, die oftmals nach wie vor über vergleichsweise geringe Ressourcen verfügen, zwangsläufig wieder stärker mit altersgemäßen Anforderungen konfrontiert – aber auch mit Verlockungen: In dem Moment, wo die Jugendhilfe keinen Zwang mehr ausüben kann, können und müssen sie wieder mit entscheiden, wie sich ihre Zukunft gestalten soll. Aber die von uns befragten Jugendlichen waren oft ungeübt im Mitbestimmen und Mitentscheiden, u.a. auch deshalb, weil, wie in Kap. 4 und 8 dargestellt, die Jugendhilfe im Falle von FM ihre eigene Handlungsmaxime der Partizipation nur wenig berücksichtigt. Sven z.B., der über zwei Jahre in FM war, fand es sehr befremdlich, dass er mit 17 Jahren *„plötzlich selbst entscheiden soll, wohin ich jetzt will"*. Und Ron, der nach der FM zunächst nachhause zurückkehren sollte, da noch kein Platz in einer passenden Folgeeinrichtung gefunden war, drückte seine Befürchtungen so aus: *„Hier in der Geschlossenen wurde jeder Arzttermin für mich vereinbart – und nun muss ich mir plötzlich ganz allein eine Lehre suchen!"*

Wie in diesem Zitaten schon deutlich wird, standen für alle Jugendlichen mit dem Ende der FM folgenschwere **Entscheidungen** an: Wollten sie selbst wirklich z.B. in eine von der Jugendhilfe vorgeschlagene offene Wohngruppe überwechseln oder doch lieber in ihre Familien zurückkehren? Und falls die Jugendlichen sich tatsächlich für eine Wohngruppe entschieden, sollte diese dann in der Nähe der FM und der von dort vertrauten Bezugspersonen gesucht werden oder eher am Wohnort der Familie? Wo könnten sie ggf. am besten ein Schulabschluss erreichen, welche Art von Ausbildung wäre nicht nur möglich, sondern von ihnen auch gewollt? Wo

hätten sie die größten Chancen, einen Platz zu bekommen – und die Ausbildung auch durchzuhalten?

Angesichts all dieser offenen Fragen muss es als struktureller Nachteil der FM gelten, dass sich mit dem durchaus wünschenswerten Ende des Freiheitsentzugs zwangsläufig immer auch das **Ende der oft mühsam aufgebauten pädagogischen Beziehung** verbindet – was in manchen Fällen nach so (relativ) kurzer Zeit kaum als wünschenswert angesehen werden kann. Dies nicht nur, weil die FM-Betreuenden die Jugendlichen am besten kennen und sie vielleicht am besten bei einem Wechsel der Schule oder in eine Lehre begleiten könnten, sondern auch, wie die Ergebnisse der Zweitinterviews zeigen, weil der notwendige Wechsel der Bezugspersonen am Ende der FM eine zusätzliche hohe Anforderung an Jugendliche darstellt, die oft schon allzu viele Beziehungsabbrüche verkraften mussten. Dies galt auch dann, wenn die Betreuenden aus der FM einzelnen Jugendlichen noch eine Nachbetreuung bieten konnten oder die Mädchen und Jungen mit ihren FM-Betreuenden weiter in losem Kontakt standen. Letzteres war relativ häufig möglich, weil viele Mädchen und Jungen in eine offene Gruppe derselben Einrichtung wechselten. Aus all diesen Gründen kann „das Ende einer Beziehung" zum Ende der FM eine besondere Härte darstellen. Denn in den Hilfen zur Erziehung stehen zwar immer wieder Abschiede und Ablösungen an, aber in offenen Angeboten können sie von den Strukturen her meist flexibler gestaltet werden.

Die Betreuenden sahen oft klarer als den Jugendlichen, dass die Umsetzung des in der FM zunächst „unter Zwang", schließlich aber „freiwillig" Gelernten in der wieder gewonnenen Freiheit für viele Jugendlichen gar nicht so einfach sein würde – und dass die meisten noch eine intensive Nachbetreuung brauchen würden, um in einer Gesellschaft bestehen zu können, die für diese Jugendlichen wenig Chancen, aber viele Möglichkeiten des Scheiterns bereithält. Die Betreuenden gaben sich von daher meist sehr viel Mühe, für und mit den Jugendlichen, mit ihren Eltern und den Jugendämtern ein individuell passendes **Nachfolge-Setting** auszuhandeln. Dabei wurde von ihnen meist eine weitere stationäre Hilfe zur Erziehung empfohlen, denn nach der FM mit ihrer umfassenden Versorgung und Reglementierung brauchten die meisten Jugendlichen nach Meinung der Heim-Fachkräfte noch ein pädagogisches Setting, um schrittweise lernen zu können, sich den Anforderungen des „normalen" Lebens erfolgreich zu stellen. Zudem waren die Chancen dieser Jugendlichen, in einer öffentlichen Schule einen Schulabschluss zu erwerben oder auf dem freien Markt eine Ausbildungsmöglichkeit zu finden, meist so gering, dass schon deshalb der weitere Aufenthalt in einer großen Einrichtung notwendig schien, die passende Schul- und Ausbildungsangebote vorhält. Doch der Weg der Jugendlichen in eine solche Einrichtung war aus mehreren Gründen nicht leicht:

- Es galt zunächst, Jugendliche, ihre Eltern und z.T. auch die zuständigen Jugendämter generell von der Notwendigkeit weiterer stationärer Maßnahmen zu überzeugen. Weiter war speziell die Einrichtung zu finden, die für die Jugendlichen und ihre Eltern akzeptabel und dem zuständigen Jugendamt nicht nur förderlich, sondern auch bezahlbar erschien (s. Kap. 8). Dies war angesichts der Vorgeschichte der Jugendlichen und

der Situation in ihren Familien oft keine leichte Aufgabe. Denn manche Jugendliche waren einfach „heimmüde“ und die Jugendämter angesichts des allgemeinen Kostendrucks manchmal „zahlungsmüde“ und wollten eine weitere teure Unterbringung vermeiden. Im Fall von Moritz z.B. war das Jugendamt bereit, seinen weiteren Aufenthalt in einer offenen Gruppe derselben Einrichtung zu genehmigen: Er, der ohne Schulabschluss auf dem freien Arbeitsmarkt kaum Chancen hatte, sollte dort eine Ausbildung beginnen. Moritz dagegen war überzeugt, er könne in seinem Heimatort eine Lehrstelle finden. Doch trotz seiner fehlenden Einsicht wurde gemeinsam mit der Mutter entschieden, Moritz sollte in der Einrichtung bleiben, wobei sein Betreuer überzeugt war: *„Im Nachhinein hat er bisher die Maßnahme immer akzeptiert!“* Dies erwies sich allerdings später als Trugschluss, wurde doch Moritz sehr bald bewusst, dass ihn niemand mehr zwingen konnte, in der Einrichtung zu bleiben.

- Zudem schien es für manche der Jugendlichen kaum mehr eine passende Einrichtung zu geben, v.a., wenn die Mädchen und Jungen schon fast erwachsen, den damit verbundenen Anforderungen aber keineswegs gewachsen erschienen. So wurde z.B. für Ron, der am Ende der FM fast 16 Jahre alt, aber noch ohne Schulabschluss war, zunächst eine Einrichtung gefunden, und Ron war nach einem „Probewohnen“ zumindest halbherzig auch bereit, von der FM aus dorthin zu gehen. Doch die Einrichtung sagte ihrerseits ab, und Ron musste – trotz Bedenken der FM – zunächst einmal zu seiner Mutter entlassen werden, bis eine andere passende Einrichtung gefunden wäre.
- Weiter waren die Betreuenden keineswegs immer überzeugt, dass der Anschluss wirklich gelingen würde – wie im Fall von Sabine, die schon 18 war und für die deshalb nur noch ein Betreutes Wohnen infrage kam. Gelegentlich gab es unter den Beteiligten auch Konflikte über die „richtige“ Folgemaßnahme, wie etwa in dem Fall von Martin: Das zuständige Jugendamt schlug schon knapp ein Jahr nach Beginn der FM vor, der inzwischen 16-jährige Martin solle in eine Einrichtung wechseln, die über Ausbildungsangebote verfügte, die auf Martins fehlenden Hauptschulabschluss zugeschnitten wären. Doch sein Betreuer hielt einen Verbleib von Martin in der FM für weitere sechs Monate für wesentlich sinnvoller, um das bisher Erreichte zu erweitern und zu festigen. Er hegte erhebliche Zweifel, ob Martin in dem neuen Setting mit seinen großen Freiheiten nicht erneut scheitern würde, wenn er zu dem vom Jugendamt geplanten frühen Zeitpunkt die FM verlassen müsste. Martin wollte seinerseits freiwillig gern noch in der FM bleiben, zudem lehnte er eine Einrichtung ab, die so weit von seinem Heimatort entfernt war. Das Jugendamt berücksichtigte diese Bedenken zwar, hielt aber die Vorteile der von ihm favorisierten Lösung – die nur zu diesem Zeitpunkt möglich war – für größer und setzte diese durch, und Martin willigte notgedrungen ein.

Nach den Ergebnissen der Fragebogenerhebung wie der Erstinterviews sahen die Jugendlichen selbst dem „Schritt in die Freiheit“ zwar überwiegend hoffnungsvoll, aber nicht selten auch mit einer gewissen Angst entgegen. Zudem zeigte sich in den Interviews, dass viele von ihnen am Ende der

FM die „Sprache der Betreuenden sprechen“ und deren vernünftige Argumente für eine „vernünftige „Lebensplanung“ übernahmen. Das ging so weit, dass manche Mädchen sogar selber Heimerzieherin werden wollten, obwohl sie nicht einmal Chancen auf einen Hauptschulabschluss hatten. Doch auch, wenn die Jugendlichen sich nicht in solche die eigenen Möglichkeiten verkennenden Überidentifikationen verstrickten, wurde in den Interviews vielfach die objektive Spannung und die subjektive Ambivalenz zwischen dem **„Sog“ der Herkunft** der Jugendlichen und der von der Jugendhilfe anvisierten **Zukunftsperspektiven** für sie deutlich.

Denn die von der Jugendhilfe vor allem angestrebte gelingende gesellschaftliche Integration bedeutete für die meisten dieser Jugendlichen, dass sie sich von ihrer bisherigen Lebenswelt und ihrem früheren Lebensstil (auch innerlich) distanzieren mussten. Anders als die meisten Jugendlichen in dieser Gesellschaft konnten sie für sozial akzeptierte, „erfolgversprechende“ Lebensentwürfe kaum an familiale Vorbilder anknüpfen. Zudem fanden sie in ihren Familien oft kaum Ressourcen für die Realisierung solcher Entwürfe vor – häufig aber genügend Ressourcen für ein „abweichendes“ Leben (vgl. Hoops 2009).

Von daher lassen sich diese Ambivalenzen vieler Jugendlicher – die quasi einer mehr oder weniger bewusste „Kosten-Nutzen-Rechnung“ gleichen, in der sich die Prioritäten immer auch verschieben können – folgendermaßen umreißen:

- als Schwanken zwischen der Tendenz zur Rückkehr zu dem eigenen Lebensstil vor der FM, der die schnelle Befriedigung von Bedürfnissen erlaubte, die in der FM lange hintan gestellt werden mussten, und der Tendenz, die neuen Optionen zu nutzen. Dabei verfügten längst nicht alle Jugendlichen über die dazu notwendigen Fähigkeiten, wie Frustrationstoleranz und längerfristige Planungskompetenz.
- als Unsicherheit, ob man sich nicht lieber auf die „alten“ Kompetenzen und Überlebensstrategien verlassen solle, statt sich mit den in FM mühsam erworbenen, aber noch wenig erprobten Kompetenzen den neuen Anforderungen zu stellen, sowie eigene Ziele im Sinne einer „ordentlichen“ Zukunft zu formulieren und sich dafür anzustrengen;
- als Mangel an einer Selbstwirksamkeitsüberzeugung bezüglich neuer Anforderungen;
- und schließlich als Unsicherheit, ob sich denn die geforderte Übernahme von Selbstverantwortung überhaupt lohnen würde, ahnten oder wussten viele Jugendliche doch bereits (aus der eigenen Lebenserfahrung und der ihres sozialen Umfeldes), dass sie trotz aller Anstrengung vermutlich nur eine äußerst prekäre Zukunft erwartet.
- Dazu kommen schließlich noch ambivalente Signale aus dem (früheren) sozialen Umfeld der Jugendlichen: So gab es in unserer Studie nicht wenige Mütter, die – und sei es aus Schuldgefühlen – ihre Kinder gerne wieder bei sich haben wollten, oder sich nicht gegen deren Rückkehrwünsche abgrenzen konnten, obwohl sie wussten, dass erneut überfordert sein würden.

Die Jugendhilfe muss also damit rechnen, dass manche Jugendlichen ihrem

„unvernünftig“ erscheinenden (und die Jugendhilfefachkräfte nicht selten auch enttäuschenden) **„Eigen-Willen“** folgen und der kurzfristigen Befriedigung ihrer subjektiven Bedürfnisse den Vorrang geben vor objektiv wichtigen Schritten wie Schulabschluss und Berufseinstieg mit ihren Versprechen längerfristiger gesellschaftlicher Teilhabechancen.

Doch wie stark diese Ambivalenzen sind und in welche Richtung sie bei den einzelnen Mädchen und Jungen tendieren, ist selbst für die Betreuenden am Ende der FM nicht immer leicht zu erkennen. Nach unseren Ergebnissen zeigten sich zu Ende der FM relativ wenige der Jugendlichen nicht nur definitiv entschlossen, sondern auch dazu in der Lage, die durch die Jugendhilfe gebotenen Chancen trotz aller damit verbundenen Anstrengungen zu ergreifen. So wollten z.B. Kristina und Sienna ausdrücklich nicht in ihr früheres Umfeld zurückkehren, sondern lieber die im Umkreis der FM gefundenen Ausbildungsmöglichkeiten nutzen, um unter ihr früheres Leben endgültig einen Schlussstrich zu ziehen.

Viele Jugendliche erklärten sich dagegen zwar zunächst – auch mangels eigener Pläne, die die Chance gehabt hätten, bei der Hilfeplanung berücksichtigt zu werden – mit den Planungen der Jugendhilfe einverstanden. Doch schimmerte dahinter oft ein aus den gerade beschriebenen Ambivalenzen gespeister „Eigen-Willen“ durch, die Mühen der Integration in ein neues Setting und die Durststrecken einer Ausbildung nicht aus freien Stücken oder zumindest nicht so geradlinig wie geplant auf sich zu nehmen. Dies wurde, wie im oben geschilderten Fall von Martin, von den Jugendlichen oft nur angedeutet, waren sie doch oft selber hin- und hergerissen, wie z.B. auch Jasmin (s. Kap. 11.1).

In Einzelfällen aber wurde dieser „Eigen-Willen“ auch deutlich und nachdrücklich artikuliert, etwa, wenn Sabine davon sprach, dass sie der FM *„ihre besten Jahre geopfert“* hätte und nun erst mal „*ihre Jugend nachholen*“ und bestenfalls „*mal ein Praktikum machen*“ wolle, oder wenn Yago immer wieder betonte, dass er *„ganz bestimmt nicht“* in die von der Jugendhilfe mühsam gefundene Folgeeinrichtung gehen werde.

Nun muss die Jugendhilfe ihre Bemühungen um die Zukunft der Jugendlichen allein schon aufgrund des Auftrags des SGB VIII an Schulabschluss, Ausbildung und Beruf – eben an „gesellschaftlicher Integration“ – orientieren. Gleichzeitig sollte sie die (geheimen) Wünsche und Bedürfnisse der Jugendlichen, ihre Selbstzweifel und ihre oft nur vagen Vorstellungen von einem „gelingenden Leben“ erkennen, anerkennen und möglichst auch berücksichtigen. Die soziale Arbeit soll also einerseits der „Idee der individuellen Gestaltung einer Biografie“ verpflichtet sein, „andererseits … genau diese Prozesse in einem Rahmen sichern helfen, der das gesellschaftliche Normengefüge aufrechterhält“ (Bitzan/Bolay/Thiersch 2006: 263). Wie sich an unseren Ergebnissen zeigt, gelang es Jugendhilfe und Jugendlichen in Koproduktion zwar oftmals, diese Spannung so auszutarieren, dass beide Seiten relativ zufrieden sein konnten. Manchmal aber war die Spannung so groß, dass zwischen Jugendhilfe und Jugendlichen „der Faden riss“.

Uns interessierte also: Was taten die Jugendlichen längerfristig, als die Jugendhilfe keinen Zwang mehr ausüben konnte, als aber auch der feste

und für viele Halt gebende Rahmen der FM wegfiel? Was taten sie, als zudem ihre in der FM stark eingeschränkte Partizipation, Selbstverantwortung und Eigeninitiative wieder gefragt – aber eben u.a. wegen vordringlicherer Probleme kaum geübt worden war und dies auch in den Hilfeplangesprächen gegen Ende der FM, in denen es um die Zukunft der Jugendlichen ging, nicht genügend nachgeholt wurde?

# 11 Ein Jahr später: Wie geht es den Jugendlichen und wie leben sie?

Wie schon in Kap 2 dargestellt, konnten 10−14 Monate nach der Entlassung der Jugendlichen aus der FM in 28 Fällen Follow-up-Interviews mit den Jugendlichen und ihrer aktuellen Bezugsperson bzw. in einigen Fällen auch nur mit einem von beiden durchgeführt werden. In sechs weiteren Fällen konnten wir zudem zuverlässige Auskünfte über den Verbleib der Jugendlichen einholen. Dazu zunächst folgende Übersicht:

**Tabelle 4: Verbleib der Jugendlichen nach der FM**

| | Mädchen 23 | Jungen 13 | Jugendliche insges. 36 |
|---|---|---|---|
| Anschlussmaßnahme nach FM | | | |
| stationäre Erziehungshilfen | 22 | 12 | 34 |
| Mutter/Eltern | 1 | 1 | 2 |
| Aufenthalt nach 10−14 Monaten: | | | |
| stationäre Erziehungshilfen | 11 | 6 | 17 |
| Mutter/Vater/Freundin | 7 | 5 | 12 |
| kein fester Wohnsitz | 3 | -- | 3 |
| Haft oder U-Haft | -- | 2 | 2 |
| unbekannt | 2 | -- | 2 |

Wie die Tabelle zeigt, war für 34 der insgesamt 36 am Ende ihres FM-Aufenthalts interviewten Jugendlichen eine weitere stationäre Erziehungshilfe geplant, die auch von allen Jugendlichen begonnen wurde. Zwei Jugendliche kehrten – entsprechend der Planung – zu ihren Müttern zurück. Doch befand sich nach ca. einem Jahr nur noch die Hälfte dieser Jugendlichen in einer Folgemaßnahme, davon lebten vier Jugendliche nach Abbrüchen der ersten Maßnahmen in anderen Hilfeformen, wie offenen Intensivgruppen, Wohngruppen oder familienanalogen „Erziehungsstellen". Zwei Mädchen kehrten zwischenzeitlich für einige Wochen in die FM zurück, weil es in den eng mit dem FM-Heim kooperierenden Anschlusshilfen *„nicht ging"* und für sie ein neues Setting gesucht werden musste. Ein Junge wurde, nach Aufenthalt bei seinen Eltern und im Jugendstrafvollzug, erneut für ein ganzes Jahr freiheitsentziehend untergebracht. Dagegen gelang drei Mädchen bereits der Wechsel von einer therapeutischen Wohngruppe in eine Verselbständigungsgruppe bzw. ins Betreute Einzelwohnen.

Weiter wird deutlich, dass die meisten Jugendlichen aus der Follow-up-Studie offenbar in der Lage waren, wieder in einer offenen Lebensform, sei es nun ein privates oder ein Jugendhilfesetting, zurechtzukommen. Dies muss an sich schon als Erfolg gewertet werden.

Doch die Folgen der endgültigen Abbrüche von Hilfen sind häufig gravierend, was die aktuelle Lebenssituation und die beruflichen Chancen der Jugendlichen betrifft: Vier Mädchen kehrten nach dem Abbruch nicht oder nur kurzzeitig nach Hause zurück: Madeleine, Sola und Sonja lebten nach einem Jahr (wieder) auf der Straße bzw. ohne festen Wohnsitz und Amy in einer Jugendpension. Sie allerdings hatte einen Job und die Hoffnung, bald in eine Betreute Wohnung einziehen zu können. Wir vermuten, dass auch die beiden Mädchen, deren Spur wir verloren, ein Jahr nach der FM noch keinen stabilen Lebensort für sich gefunden hatten. Zwei Jungen kamen etwa ein Jahr nach Ende der FM in Haft, einer davon war der schon mehrfach erwähnte Bernd, der vorher zeitweise bei seiner Mutter gewohnt hatte. Der andere Junge war nach Abbruch einer stationären und einer ambulanten Hilfe zur Erziehung vor der Haft ebenfalls obdachlos geworden. Elf Jugendliche lebten ca. ein Jahr später wieder bei ihren (Teil-)Familien, meist bei ihren Müttern. Martin war bei seiner Freundin und deren Mutter untergekommen.

## 11.1 Abbrüche der Folgemaßnahmen: Gründe und Konsequenzen

Die Jugendlichen, die sich zum Zeitpunkt des Zweitinterviews nicht mehr in einer Hilfe zur Erziehung befanden, brachen ein oder z.T. auch zwei Folgemaßnahmen sowie die damit verbundenen Schul- und Ausbildungsarrangements meist von sich aus ab, etwa, indem sie von einer Heimfahrt nicht mehr zurückkehrten. Oder sie erschienen in den Hilfen *„nicht mehr tragbar“*, wie die Betreuenden dort uns auf unsere telefonischen Nachfragen mitteilten. Die ersten Abbrüche erfolgten bereits nach wenigen Tagen, der späteste erst nach knapp einem Jahr und kurz vor der regulären Beendigung der Maßnahme, weil dem betroffenen Mädchen, der schon öfters erwähnten Laura, ein dreitägiger Zimmerarrest angedroht wurde – eine Strafe, die sie nicht nur völlig ungerechtfertigt fand, sondern die sie auch in der FM schon ängstlich vermieden hatte.

Für diesen mehr oder weniger raschen “Rückzug ins Privatleben“ so vieler Jugendlicher kristallisieren sich in den Zweitinterviews mit den Jugendlichen und ihren Bezugspersonen einige Gründe heraus, die oft gebündelt auftraten. Diese Gründe lassen sich nicht einfach in „Fehlverhalten“ oder „Defiziten“ der Jugendlichen verorten, sondern ganz wesentlich in der Interaktion zwischen Jugendlichen, Jugendhilfe und den privaten Bezügen der Jugendlichen. Die Faktoren, die wir aus den Zweitinterviews als wesentlich erschließen konnten, werden im Folgenden aufgeführt.

**Probleme in der Passung zwischen den Jugendlichen und den Strukturen und Beziehungsangeboten in den Folgesettings**

- Manchmal lassen sich spätere Abbrüche u.a. darauf zurückführen, dass die Jugendlichen **an der Hilfeplanung zu wenig partizipierten,** bzw. sich ihrer Wünsche, Ängste und Zweifel nicht deutlich genug bewusst waren, sie nicht klar genug artikulieren konnten, sich das nicht trauten (s. Kap. 8) oder sich gegen die Jugendhilfe mit ihren Vorschlägen nicht durchsetzen konnten, wie z.B. Jasmin: *„Ich wollte gar nicht auf die Wirtschaftsschule, sondern nur in eine Berufsorientierung. Aber ich hab das dann [im Hilfeplangespräch] nicht gesagt, was ich eigentlich denke. Und ich hatte ja auch gedacht, dass ich es vielleicht doch schaffe. Aber das ging dann doch nicht*!"
- Durch die gegenüber der FM relativ lockeren Strukturen der Folgemaßnahme waren manche Jugendlichen plötzlich mit **„zu viel Freiheit"** konfrontiert. Für einen akzeptablen Umgang damit verfügten sie nicht über das nötige Maß an „innerer Strukturierung", und Selbstverantwortung. Stattdessen nahmen sie wieder Drogen, hielten sich nicht mehr an die Regeln in Gruppe, Schule oder Ausbildung, blieben über Nacht weg und vor allem Jungen begingen wieder neue Delikte.
- Die aus der FM gewohnten **zeitnahen Konsequenzen** und Gespräche in Bezug auf solches Fehlverhalten blieben in den Folgemaßnahmen manchmal aus oder sie wurden von den Jugendlichen ignoriert, da sie nicht mehr „zwingend" waren. So kam es schließlich zu einem Abbruch der Maßnahme, häufig nach einer Phase, wo Jugendliche wie David *„nur noch gemacht haben, was ich wollte"*. Jenny resümierte ihre Erfahrungen in einer offenen Wohngruppe: *„Da konntest du machen, was du wolltest und schneller auf die schiefe Bahn kommen als in der Geschlossenen"*.
- Manche Jugendliche erwarteten weiter die von der FM gewohnte **intensive Zuwendung** der Betreuenden und die angeleitete **Aufarbeitung von Konflikten** und übernahmen zu wenig Selbstverantwortung. So meinte David, *„die Betreuer in der Geschlossenen haben besser auf uns aufgepasst, die im Azubi-Bereich kümmern sich zu wenig"* – und diese Einschätzung wurde von anderen Jugendlichen sowie einigen Müttern geteilt. Sie wiesen den FM-Betreuenden die besseren Qualitäten zu: Dort hätten die Jugendlichen mehr Verständnis, Wertschätzung, Vertrauen, aber auch mehr Schutz und Konsequenz erfahren als in den Folgeeinrichtungen. Es muss hier offen bleiben, wie weit diese Einschätzung auf mehr *„Gleichgültigkeit"* der Betreuenden in den Folgemaßnahmen gegenüber den einzelnen Jugendlichen zurückzuführen ist, wie z.B. Davids Mutter vermutet, oder darauf, dass offene Einrichtungen schon wegen der geringeren Personaldichte die Qualität und Intensität der Betreuung in der FM kaum erreichen können, sowie darauf, dass von den Jugendlichen schlicht größere Selbstverantwortung und Selbstständigkeit erwartet wird.
- Manche Jugendlichen haben nach eigenen wie nach Aussagen ihrer Bezugspersonen auch den Wechsel von der FM in die Folgemaßnahme und den damit verbundenen **Betreuer-Wechsel** *„einfach nicht verkraftet"* (Jennys Betreuerin). Sie fühlten sich am neuen Lebensort fremd und

unwohl, hatten, wie z.B. Jenny, Angst, *„dass die neuen Betreuer mich nicht so richtig akzeptieren“*, und mögen sich ihnen ihrerseits nicht anvertrauen, auch wenn diese ihnen wertschätzend begegneten: *„Ich konnte mit denen nicht über mein Heimweh und auch nicht über meine Familie reden“,* so Selma. Tatsächlich ist die Erwartung, dass die Jugendlichen den Transfer des zu den FM-Betreuenden aufgebauten Vertrauens in neue pädagogische Beziehungen leisten können, zu hinterfragen. Denn dieses oft mühsam aufgebaute Vertrauen gilt ganz bestimmten Personen, ist also nicht beliebig übertragbar – und wird sicherlich auch dadurch erschüttert, dass die Jugendlichen mit dem Ende der FM (erneut) Beziehungsabbrüche verkraften müssen. Dies führte im Extrem dazu, dass manche Jugendliche am liebsten in der FM geblieben wären und ihre Folgemaßnahme auch deshalb scheiterte, weil sie sich von der FM nicht lösen konnten oder sogar hofften, wieder dorthin zurückkehren zu können. Sie vermissten nicht nur ihre BezugsbetreuerInnen – die manche noch ein Jahr später regelmäßig anriefen – sondern auch den *„Zusammenhalt in der Gruppe und den Spaß, den wir oft hatten“* (Jade). Und sie kamen „draußen“ ohne die einerseits strengen, andererseits auch von Selbstverantwortung entlastenden Strukturen und Regeln in der FM nur schwer zurecht. Christel drückt diese ambivalente Idealisierung der FM so aus: *„Es war halt mein Zuhause – ich sag dazu ‚Knast‘; war ja fast so – ein Knast ist auch eine Hilfe!“*

- Auch ***„Stress“* mit den Jugendlichen in der neuen Gruppe** und Probleme, erneut eine zumindest erträgliche Position in der Gruppenhierarchie zu erringen, können zu einem Abbruch beitragen. So waren für David die Ablehnung und der Spott seiner Kameraden ein Grund dafür, dass er irgendwann *„nicht mehr konnte“*, und Martin entschied sich in der Zwickmühle, sich entweder mit seinen Mitschülern zu schlägern und sich damit erneut eine Anzeige wegen Körperverletzung einzuhandeln, oder sich aus der Schule zurückzuziehen, für Letzteres.
- Die Jugendhilfe übersah **Wünsche und Ressourcen**, die die Jugendlichen bei sich sehen, oder hielt in den Augen der Jugendlichen bereits gemachte „Versprechungen“ nicht ein. So hatte Jenny z.B. auf eine „eigene Wohnung“ zusammen mit ihrer besten Freundin gehofft und darauf, dass sie es gemeinsam schaffen würden, zur Schule zu gehen. Dass ihre Betreuerin diese Einschätzung keineswegs teilte, trug mit zum Abbruch der Hilfe bei.

**Mangelnde Unterstützung aus dem privaten Umfeld**

- Problematisch und schließlich einen Abbruch provozierend können **Partnerbeziehungen** sein, die die Jugendlichen „runterziehen“. So verliebte sich Jenny in einen Jungen in ihrer neuen Wohngruppe, der ständig die Gruppenregeln missachtete. Sie tat es ihm nach, und als er schließlich die Gruppe verlassen musste, begann sie noch heftiger, sich gegen die Betreuenden und ihre Forderungen aufzulehnen, ihre Bemühungen zu ignorieren und sie für ihr eigenes Fehlverhalten, wie z.B. ihr Fernbleiben von der Schule, verantwortlich zu machen. Und obwohl sie

im Zweitinterview bedauerte, die Möglichkeit für einen Schulabschluss nicht genutzt zu haben, und anerkannte, dass die Betreuenden ihr *„immer wieder eine Chance gegeben"* hätten, war sie immer noch *„sauer"* auf die Betreuenden.

- Gelegentlich gefährdeten **Freunde und Bekannte mit schlechtem Einfluss** auf die Jugendlichen den Bestand der Maßnahme. So war Bernd trotz aller guten Vorsätze bald wieder mit seinen alten Kumpels unterwegs und beging Straftaten. Förderliche Freunde aber sind für Jugendliche wie Bernd kaum erreichbar.
- Recht häufig war eine **misslingende Kooperation zwischen den Fachkräften der Folgemaßnahme und Müttern/Eltern** für Abbrüche der Folgemaßnahme mitverantwortlich. Besonders schwierig waren laut den Betreuenden Mütter, die die Maßnahme *„sabotierten"*, möglicherweise, weil sie ihre Kinder wieder bei sich haben wollten (obwohl sie den damit verbundenen Belastungen nicht gewachsen waren) oder weil *„es für manche Mütter ein Triumph ist, wenn die Fachleute es auch nicht besser können"* – oder auch, worauf eine Jugendamtsfachkraft hinwies, *„weil es finanziell günstiger ist, wenn der Junge zuhause wohnt."*
- Manche Jugendliche konnten sich nur schwer aus den schwierigen **Loyalitäten zu ihren Müttern** lösen (wie z.B. Bernd, Andy oder Lara) oder hofften immer noch, die ihnen früher vorenthaltene Anerkennung und Liebe zu bekommen (wie etwa Martin, Moritz oder David). Dies schien ihre eigene Entwicklung sehr einzuschränken und dazu zu führen, dass sie die größere Freiheit des offenen Settings (genau wie vor der FM) quasi nutzen mussten, um von dort weg- und zu ihren Müttern hinzulaufen.
- Manche Jugendliche wollten sich **den Anforderungen der für sie vorgesehenen Folgesettings nicht stellen**, auch wenn sie das in den Hilfeplangesprächen nicht deutlich gemacht hatten. Diese Jugendlichen erlagen sehr schnell dem „Sog" einer Rückkehr an ihre früheren Lebensorte und in ihre Herkunftsfamilien, sei es, weil sich von ihrer Familie noch etwas erwarten konnten oder meinten, diese sei ihnen noch etwas schuldig, vor allem aber, weil sie dort am ehesten ihr Verständnis von „Freiheit" leben konnten: Hinter Aussagen wie, *„ich wollte nach Hause, ich wollte diese Regeln nicht mehr"* (Jasmin) stand oft nicht nur *„Heimweh"* der Jugendlichen und Sehnsucht nach ihrer Familie, sondern auch der Wunsch, das nachzuholen, was in der FM nicht ging, bzw. worauf sie aus Angst vor Konsequenzen verzichtet hatten. So erklärte z.B. Jasmin, warum sie bereits nach fünf Tagen aus ihrer Wohngruppe wegblieb, die Nacht durchmachte und ihre Mutter unter Druck setzte, sie wieder bei sich aufzunehmen: *„Es ist dann alles geplatzt in mir, weil ich bin ja im Heim auch nie abgehauen. Aber durch das, dass das in der neuen Wohngruppe alles viel freier war … da hatte ich auch nicht so Angst, dort abzuhauen"*. Ähnlich schnell brach Yago seinen Heimaufenthalt ab und kehrte in seine Familie zurück.

Diese Faktoren haben, einzeln oder (meist) gebündelt, dazu geführt, dass manche die (vielleicht mehr von der Jugendhilfe als von ihnen selbst ange-

strebten) „Integrationsziele“ nach kürzerer oder längerer Zeit ganz aufgaben, ohne noch nach Alternativen zu suchen: *„Ich konnte dann nicht mehr“,* oder noch unpersönlicher: *„Es ging dann einfach nicht mehr“.* Mit dem Gefühl, den Anforderungen nicht mehr gewachsen zu sein, verschoben sich Ambivalenzen und Prioritätensetzungen meist wieder in Richtung auf alte Überlebensstrategien. Zudem wurden Regelverstöße und „Abhauen“ dadurch „belohnt“, dass diese Mädchen und Jungen damit (zunächst) ihr Ziel erreichten, wieder nach Hause zu kommen und sich dort nur an die Regeln halten zu müssen, die die meist von den Jugendlichen recht gut manipulierbaren Mütter durchsetzen konnten. Auch Ron verriet im Zweitinterview, er habe seinen Heimbetreuern nur deshalb versprochen, dass er in eine offene Maßnahme gehen würde, sobald ein passender Platz gefunden wäre, *„damit die mich gehen lassen*“. Er nahm sich allerdings vor, *„allen zu zeigen, dass ich das auch alleine kann!“*

Es zeigte sich, dass bei diesen Jugendlichen die „Erziehung zur Freiheit (im Sinne eines sozial akzeptablen Lebens) durch Freiheitsentzug“ nur – bzw. immerhin – in Teilbereichen gelungen schien, dass sie also die äußere Strukturierung der FM nur fragmentiert in eine „innere“ Strukturierung und in die Übernahme von Selbstverantwortung umsetzen und den erwarteten Transfer ihrer in FM gewonnenen Einsichten in neue Settings nur teilweise leisten konnten oder wollten – und dass diese Probleme durch die Folgemaßnahmen und durch das private Umfeld nicht genügend ausgeglichen werden konnten.

Ganz offenbar sprach die innere „Kosten-Nutzen-Rechnung“ dieser Jugendlichen mehr für eine Verschiebung der Prioritäten in Richtung einer – zumindest temporären – Abkehr von der Jugendhilfe und den geforderten Anstrengungen für die „Zukunft“ zugunsten der Rückkehr in ihre Familie (soweit möglich) und in die alten Verhältnisse sowie zugunsten der Befriedigung von in der FM „offengebliebenen“ Bedürfnissen. Zwar meinten sie alle, dass sie bereit gewesen wären, eine Schule oder auch eine Ausbildung zu machen, aber eben nicht mehr im Kontext einer Fremdplatzierung. Dass diese Jugendlichen das schaffen könnten, wurde allerdings von der Jugendhilfe und meist auch von ihren eigenen Müttern bezweifelt – mit Recht, wie sich später herausstellte. Hier zeigte sich erneut, dass manche der für die Jugendlichen zentralen Bedürfnisse sich kaum vereinbaren ließen mit der Bewältigung von altersgemäß anstehenden Entwicklungsaufgaben wie z.B. dem Berufseinstieg.

## 11.2 Verbleib in Folgemaßnahmen – was hält die Jugendlichen?

Doch fragen wir nun umgekehrt, warum die andere Hälfte der Jugendlichen in ihrer ersten oder auch zweiten Folgemaßnahme blieb, so kommen Faktoren wie Art und Konzept dieser Settings, die dort arbeitenden Personen, die Gestaltung der „neuen“ Beziehungen sowie der Grad der individuellen „Passung“ zwischen Pädagogen und Jugendlichen sowie die Ziele der Ju-

gendlichen und ihre Zufriedenheit mit ihren aktuellen Lebensumständen in den Blick. Dabei schilderten die Jugendlichen in den Zweitinterviews meist keineswegs alle diese Faktoren als optimal, und auch ihre Bezugspersonen beschrieben diverse Probleme, aber das derzeitige Arrangement schien allen Beteiligten noch die derzeit beste unter den möglichen Perspektiven. Faktoren, die Abbrüche begünstigen, gab es also auch in diesen Konstellationen, aber sie schienen schwächer ausgeprägt. Zudem hatten die positiven Faktoren derzeit noch ein stärkeres Gewicht – wobei es sich allerdings in einigen Fällen um durchaus labile Balancen handelte.

Hierzu nun einige Fallbeispiele:

Andy (16 Jahre) wurde immer wieder von seiner kranken Mutter bedrängt, seine Besuche zuhause über das Wochenende hinaus auszudehnen. So kam er, wie seine Betreuerin berichtete, oft erst am Mittwoch in seine offene Wohngruppe zurück und konnte dem Unterricht auf diese Weise kaum noch folgen. Erst als das Heimpersonal ihn vor die Wahl stellte, ganz nach Hause zurückzukehren oder aber die Chancen des Heimes auf einen Schulabschluss und eine Ausbildung zu nutzen, konnte er sich etwas besser von seiner Mutter und ihren Wünschen distanzieren – seine Ambivalenzen waren aber im Zweitinterview deutlich spürbar.

Josy, inzwischen 16 Jahre, die seit ihrer Entlassung in einer Erziehungsstelle lebte, hob hervor, dass sie sich auf dieses Setting leichter als auf eine Heimgruppe einlassen konnte, weil der familiäre Rahmen sie an die Situation in ihrer Herkunftsfamilien erinnerte, nach der sie immer wieder Heimweh hatte. Sie benannte zwar einige Probleme mit ihren „Gasteltern", von denen sie sich manchmal zu sehr gefordert sah (während ihre Gasteltern ihre wiederkehrenden Phasen von „Stillstand" und Trägheit" beklagten), sich manchmal auch missverstanden fühlte und denen sie sich nur begrenzt anvertrauen mochte. Sie erlebte sie aber auch als „Halt" und wollte dort zumindest bis zu ihrem Förderschulabschluss bleiben. Ein Problem, das sowohl ihre Gasteltern als auch Josy selber sahen, waren ihre *„falschen Freunde"* aus der Schule, die sie eher negativ beeinflussten. Diese waren aber derzeit die einzige für sie erreichbare Peergruppe, denn in andere Gruppen traute sie sich nicht hinein und wäre dort vielleicht tatsächlich auf Ablehnung gestoßen. Ähnlich wie andere Jugendliche mit geringen Chancen musste auch sie also immer wieder zwischen zwei Übeln wählen und abwägen, ob ihr der für ihre Entwicklung kontraproduktive Kontakt zu den MitschülerInnen wichtiger war oder ihr Schulabschluss und ihr Verbleib in der Erziehungsstelle. Dabei war ihr zumindest theoretisch sehr bewusst, dass *„ich hier auch rausfliegen kann … Wenn ich wirklich zu heftig werde, dass ich nicht mehr haltbar bin – also soweit wird es nicht kommen, aber wenn es so wär, … dann ist es vorbei, dann sitz ich auf der Straße. Und das will ich nicht."*

In dieser schwierigen Balance war es für Josy hilfreich zu wissen, dass ihre Eltern gut mit der Erziehungsstelle kooperierten und sie ihr auf keinen Fall eine „heimliche Heimkehroption" eröffnen würden.

Doch während Josy vor allem beschrieb, was sie vermeiden wollte, benannten andere Jugendliche vor allem positive Ziele, zu denen sie sich bereits auf einem guten Wege sahen. So nahm Valerie das Leben in der immer noch recht streng geführten, aber offenen Anschlussgruppe in Kauf, weil

ihr Ziel ein guter Hauptschulabschluss war. Sie war sehr stolz auf ihre schulischen Leistungen, auch wenn sie noch keine konkreten Berufsperspektiven hatte. Sie bemängelte zwar, dass sie sich mit ihren derzeitigen Betreuenden viel weniger gut verstand als mit ihrer Bezugsbetreuerin in der FM, und riskierte auch einiges an Konflikten, wusste aber zu schätzen, dass sie im Heim eine Förderung und eine Sicherheit erhielt, die sie vorher noch nie erlebt hatte. Denn ihre suchtkranke Mutter hatte zum Zeitpunkt des Zweitinterviews zwar *„gerade eine gute Phase"*, aber Valerie wollte (und musste) sich ein Leben unabhängig von der Mutter aufbauen.

## 11.3 Integration in Schule/Ausbildung/Arbeit

Wie schon angedeutet, war es für den Grad an Integration in Schule/Ausbildung/Arbeit entscheidend, ob die Jugendlichen zum Zeitpunkt der Zweitinterviews noch oder aber nicht (mehr) in Jugendhilfe-Settings lebten. Die folgende Tabelle zeigt, wie weit es den Jugendlichen gelang, Bildungs- und Ausbildungsangebote in der Zeit nach FM für sich zu nutzen:

**Tabelle 5: Integration der Jugendlichen in Schule/Ausbildung/Arbeit zum Zweitpunkt des Zweitinterviews**

| Schule/ Ausbildung/ Arbeit | 23 Mädchen | 13 Jungen | Gesamt: 36 Jugendliche |
|---|---|---|---|
| Schule | 11 (9 in Einrichtung, 2 bei Mutter) | 5 (in Einrichtung), | 16 (14 in Einrichtung, 2 bei Mutter) |
| Ausbildung | 2 (in Einrichtung) | 2 (1 bei Mutter, 1 in Einrichtung) | 4 (3 in Einrichtung, 1 bei Mutter ) |
| Gelegenheits-job | 1 (Jugendpension) | 1 bei Mutter, 1 bei Freundin | 3 (1 bei Mutter, 1 bei Freundin, 1 in Jugendpension) |
| aktuell keine Schule, Arbeit oder Ausbildung | 7 (4 bei Mutter, 3 obdachlos) | 4 (2 bei Mutter, 2 in Haft) | 11 (6 bei Mutter, 3 obdachlos, 2 in Haft) |
| unbekannt | 2 (Aufenthalt unbekannt) | | 2 (unbekannt) |

Wie die Tabelle verdeutlicht, waren alle 17 Jugendlichen in stationären Erziehungshilfen (noch) gut in das Bildungssystem integriert: 14 dieser Jugendlichen besuchten eine heiminterne oder z.T. auch eine öffentliche Schule, drei machten bereits eine heiminterne Ausbildung oder ein externes soziales Jahr.

Die 19 Jugendlichen, die die geplante Maßnahme – und damit auch die von der Jugendhilfe angebotenen Schul- und Ausbildungsmöglichkeiten –

abgebrochen hatten oder gleich zu ihrer Familie zurückgekehrt waren, waren wesentlich weniger in Schule, Ausbildung oder Arbeit integriert: Nur zwei Mädchen besuchten eine Schule und nur ein Junge war in einer Ausbildung an seinem Heimatort, drei weitere Jugendliche hatten zum Zeitpunkt des Zweitinterviews immerhin einen Gelegenheitsjob. Über die Lebensumstände von zwei Mädchen konnten wir nach deren Abbruch der Folgemaßnahme nur noch wenig erfahren. Dass sie kaum in einer Ausbildung integriert waren, war aber zu vermuten aufgrund der Erstinterviews und der Telefonkontakte, die mit ihnen oder ihren Müttern nach der Entlassung aus der FM noch zustande kamen.

Soweit wir wissen, gab es in unserer Stichprobe keine (werdenden) Eltern. Dies erstaunte uns etwas, da wir immer wieder von früher Elternschaft nach der FM gehört hatten.

Selbst, wenn diese Jugendlichen zum Zeitpunkt des Zweitinterviews (wieder) in ihren Familien lebten – und sich nicht an unsicheren oder unerwünschten Lebensorten wie Gefängnis oder „Straße“ aufhielten – waren ihre Lebensverhältnisse teilweise sehr prekär. Sie waren zwar meist sehr froh, wieder „zu Hause“ zu sein, aber wirklich zufrieden waren sie und ihre Mütter nur, wenn sie auch eine Schule, Arbeit oder Ausbildung hatten. War ihre Suche nach einer Arbeit oder Ausbildung dagegen bisher erfolglos, so waren sie damit deutlich unzufrieden, machten dabei aber gerne nicht sich selbst, sondern äußere Umstände dafür verantwortlich. Dabei fiel auf, dass einige Jugendliche sich als sehr um einen Berufseinstieg bemüht darstellten, während ihre Mütter das Engagement ihrer Söhne und Töchter als sehr gering einschätzten. So klagten z.B. die Mütter von Moritz und David heftig darüber, dass ihre Söhne nach der geringsten Anstrengung oder Frustration bei der Suche nach einer Lehrstelle oder auch nur einem Gelegenheitsjob schnell wieder aufgaben. David betonte zudem, er wolle sich bei der Erstellung seiner Bewerbungsunterlagen auf keinen Fall helfen lassen – eine Strategie, die bei seinen Voraussetzungen wenig zielführend erschien! Dabei waren diese Jugendlichen allerdings kaum bereit, ihre Ambivalenzen und Ängste gegenüber den Anforderungen der Arbeitswelt offenzulegen.

Würde man anhand der Zweit-Interviews den Integrationserfolg und die Zufriedenheit der Jugendlichen mit ihrer Lebenssituation ein Jahr nach der FM in eine Rangreihe bringen wollen, so ließe sich folgendes feststellen: Ein knappes Viertel der Jugendlichen lebte wieder in ähnlich schwierigen und prekären Lebenssituationen wie vor der FM, wobei die Chancen auf Hilfe nun angesichts des höheren Alters der Jugendlichen noch mehr abgenommen hatten. Denn, wie wir aus den Interviews mit Fachkräften wissen, sind viele Jugendämter nicht mehr bereit bzw. in der Lage, sich noch um 16–17-Jährige zu kümmern, die in allen bisherigen Hilfeangeboten gescheitert sind bzw. an denen die Jugendhilfe gescheitert ist und die sich nicht aktiv um Hilfe bemühen. Soweit wir diese Jugendlichen noch selbst befragen konnten, waren sie mit ihrer Situation nicht zufrieden, rechtfertigten aber Schritte wie die Abbrüche von Hilfen (s. Fall Sola in Pkt. 11.4).

Etwa die Hälfte der Jugendlichen – und auch ihre Bezugspersonen – verbuchten dagegen mit Stolz und Zufriedenheit auch ein Jahr nach der FM noch mehr oder weniger große Teilerfolge, die sie dem Aufenthalt in der

FM zuschrieben, wie etwa die dauerhafte Reduzierung oder der Verzicht auf Delinquenz und Drogen, oder die Fähigkeit, wieder in offenen Settings bzw. mit ihrer Familie, v.a. ihren Müttern (wenn auch nicht immer optimal) zurechtzukommen. Als positive Teilerfolge wurden auch der regelmäßige Besuch von Schulen und die von Hoffnung motivierten Anstrengungen für gute Schulabschlüsse gewertet oder auch Kontakte zu – einigermaßen – angepassten Peers, die manchmal sogar eine gewisse Förderfunktion wahrnahmen (vgl. Hoops 2010). Wie die Fallbeispiele von Josy und Andy in Pkt. 11.2 und von Ron, Jasmin und Martin in Pkt. 11.4 zeigen, sind damit noch längst nicht alle Probleme gelöst und die gesellschaftlichen Erwartungen damit noch lange nicht erfüllt. Doch ist zu bedenken, dass auch solche nachhaltigen Teilerfolge, gemessen an der Ausgangslage der Jugendlichen, individuell schon sehr viel bedeuten können. Zu hoffen ist nur, dass die Zukunft auch für diese Jugendlichen genügend Chancen bereit hält, die sie nutzen können!

Ein gutes Viertel der Jugendlichen mit FM-Erfahrung hatte dagegen bestimmte Hürden auf dem Weg in eine nicht nur gesellschaftlich erwünschte, sondern auch von ihnen selbst als „besser" bezeichnete Zukunft bereits erfolgreich und ohne allzu große Einbrüche genommen. Dazu gehörte z.B. die endgültige Ablösung von den „falschen Freunden" der Vergangenheit und meist auch von sehr unguten Familienverhältnissen und -beziehungen. Diese Jugendlichen konzentrieren sich auf ihre beruflichen Möglichkeiten und auf förderliche Peer- und gelegentlich auch Paarbeziehungen und waren auch in der Lage, Lehrer, Ausbilder und andere Menschen trotz ihrer „schlimmen Geschichte" für sich einzunehmen (s. Fall Sienna in Pkt. 11.4).

Insgesamt kann diese Bilanz etwa ein Jahr nach Ende der FM jedoch nicht in die Zukunft „hochgerechnet" werden. Eine Prognose wäre auch deshalb schwierig, weil das Leben vieler Jugendlicher noch stark in Bewegung war: So manche hatten noch keinen dauerhaften oder förderlichen Lebensort gefunden, für viele stand ein erneuter Wechsel von Lebensort und (Aus-)Bildungsmodalitäten mit weiteren Anforderungen an ihre Selbstständigkeit an, bedingt durch die nahe Beendigung der Schule (mit oder ohne Abschluss) und der derzeitigen Erziehungshilfe. Andere schienen nach einem Jahr akut von einem (weiteren) Absturz bedroht, z.B. durch drohende Haftstrafen oder einen angedrohten „Rausschmiss" seitens ihrer Mütter. Und auch die Jugendlichen, die nach einem Jahr sehr zufrieden mit dem Erreichten sind, hatten längst nicht alle Schatten ihrer Vergangenheit aufgearbeitet und alle ihre Probleme überwunden. Zudem war abzusehen, dass die Jugendlichen – nicht selten schon in naher Zukunft – ohne den Rückhalt der Jugendhilfe würden auskommen müssen, die junge Erwachsene nur noch in Ausnahmefällen fördert. Da ihnen meist eine unterstützende Familie fehlte, wird damit gerade den besonders Benachteiligten ein Mangel an sozialen Ressourcen zugemutet, den man psychisch, sozial und ökonomisch weit besser gestellten Jugendlichen, die das Glück hatten, in einer einigermaßen intakten Familie mit guter sozialer Vernetzung aufzuwachsen, so in aller Regel niemals zumuten würde!

## 11.4 Statt eines Fazits: Fünf Fallbeispiele

Abschließend soll der Blick nochmals auf die Entwicklung einiger Jugendlicher und ihre Lebenssituation zum Zeitpunkt des Zweitinterviews gerichtet und dabei herausgearbeitet werden, welche Bedeutung dabei bestimmten personalen und Umfeldfaktoren und deren Interaktion zukam. In einem Interpretationsworkshop am DJI wurden fünf Erst- und Zweitinterviews gemeinsam ausgewertet. Dabei wurden einige Kategorien herausgearbeitet, die in ihrem Zusammenspiel wesentlich dafür erscheinen, wie die Jugendlichen ihr Leben nach der FM gestalten, welche Prioritäten sie in den beschriebenen Ambivalenzen zwischen Herkunft und Zukunft auf der Suche nach einer Balance zwischen den gesellschaftlichen Normen für „Lebensbewährung" und einem subjektiv „gelingenden Leben" setzen.

Diese Kategorien, die sich auf die „Lebenskompetenzen" der Jugendlichen, aber auch mit ihrem „Eigen-Sinn" und die Unterstützung durch Jugendhilfe und soziale Netze zu tun haben, sollen nun kurz vorgestellt und in ihrem Wechselspiel anhand mehrerer Fallskizzen illustriert werden:

- **Bewertung der Nachhaltigkeit des Nutzens der FM für die eigene Entwicklung**: Wie eingangs schon erwähnt, muss sich der Nutzen der FM auch an der Bewertung der davon betroffenen Jugendlichen bemessen – und dieser Nutzen sollte sich für sie auch noch nach einem Jahr und für ihr Leben in der wiedergewonnenen Freiheit zeigen, also eine gewisse Nachhaltigkeit haben.
- Vorstellungen von und **Umgang mit „Freiheit"**: Während der Zeit in der FM sollten die Jugendlichen bereits einen sozial akzeptablen Umgang mit ihren zunehmenden Freiheiten bei Ausgängen und Wochenendheimfahrten erproben. Sie standen dabei aber immer noch unter dem Reglement der FM, was z.B. Jasmin treffend so auf den Punkt brachte: *„Beim Ausgang bist du zwar draußen, aber du fühlst dich trotzdem noch eingesperrt"*. Welches eigene, die weitere Entwicklung bestimmende Verständnis die Jugendlichen von Freiheit hatten, stellte sich von daher erst in den Zweitinterviews heraus.
- **Fähigkeiten zur Zukunftsplanung und deren Umsetzung**: Hier geht es darum, wie weit die Jugendlichen nach Ende der FM einen eigenen, realistischen Entwurf von einem „gelingenden Leben" entwickeln konnten bzw. wie weit sie quasi partiell „fremdgesteuert" sind/waren, sei es durch normative Klischees, durch Ansprüche der Jugendhilfe oder durch überhöhte Ansprüche an sich selbst („ich will Sozialpädagogin/Jurist/Fußballstar werden"). Und weiter um die Fähigkeit und Bereitschaft, für längerfristige Ziele die unvermeidlichen Mühen und Frustrationen auf sich nehmen und sich gegen Versuchungen aller Art (z.B. Drogen und Delinquenz) abzugrenzen – oder eben aufgrund ihrer bisherigen Lebenserfahrungen doch lieber aktuelle und vielleicht nur kurzfristig gegebene Chancen für eine schnelle Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu nutzen.

- **Bereitschaft zum Transfer von Vertrauen.** Vertrauen wird hier verstanden erstens im Sinne von Vertrauen der Jugendlichen in die Sicherheit und Berechenbarkeit ihrer Umgebung, zweitens im Sinne von „sich anvertrauen können/wollen", d.h. sich mit neuen Bezugspersonen auch über persönliche Dinge auseinanderzusetzen.
- **Selbstverantwortung und Selbstwirksamkeitsüberzeugungen** im Umgang mit Fremdheit und neuen Herausforderungen: Hier geht es einerseits um die Übernahme von Verantwortung für das Bewältigen von/Scheitern an neuen Anforderungen und andererseits um die Selbstzuschreibung von Kompetenzen und deren Entwicklung.
- **Angebot und Nutzung von Umfeld- und Jugendhilfe-Ressourcen.** Dazu gehören: „Klarkommen" im Anschluss-Setting, Ausmaß an Unterstützung und Halt durch Eltern und soziales Umfeld, Finden förderlicher Freunde (meist eng gekoppelt an die Integration in ein möglichst „normales" Umfeld), ggf. eine förderliche statt einer destruktiven Partnerschaft, sowie Integration in Schule/Ausbildung oder Arbeit.

**Sienna,** nach zwei Jahren in der FM bei der Entlassung fast 18 Jahre alt, nutzte ihre wiedergewonnene *Freiheit,* um eine Ausbildung in einer anderen Einrichtung zu beginnen, wo sie in einer offenen, aber immer noch intensiv betreuten Gruppe lebte. Ihr fiel es offenbar relativ leicht, sich auf die Ausbildung und die fremden Menschen und neuen Inhalte dort einzulassen. Hier schrieb sie sich auch einen großen Kompetenzzuwachs zu und fühlte sich zudem von ihrem Arbeitsumfeld allgemein anerkannt und von einer Anleiterin besonders gut unterstützt. Sie zog viel Selbstvertrauen aus ihren guten Leistungen und ihrer Fähigkeit, zahlreiche, wenn auch meist oberflächliche Kontakte in und außerhalb der Einrichtung aufzubauen. Mit den neuen Regeln, den Betreuenden und auch mit den anderen Jugendlichen in ihrer Wohngruppe hatte sie dagegen anfangs ganz ähnliche Probleme und Konflikte wie in der FM, und zwar in einer solchen Heftigkeit, dass sie zeitweise sogar in die FM zurückkehren wollte: Sienna fiel es sehr schwer, das (geringe) Vertrauen, das sie in die FM-Betreuenden entwickelt hatte, auf neue Bezugspersonen zu übertragen. Zudem schien sie gekränkt, dass ihre FM-Betreuerin sie in der neuen Einrichtung nur einmal besucht habe – andererseits betonte sie im Zweitinterview wiederholt, sie wolle mit der FM *„nichts mehr zu tun haben"*. Dies und ihre insgesamt eher negativen Einschätzungen der FM (vor allem der längeren Isolierungen, denen sie mehrfach ausgesetzt war), die in krassem Gegensatz zu den (inzwischen) sehr positiven Bewertungen der Folgeeinrichtung standen, lassen den Schluss zu, dass es Sienna sehr wichtig war, sich von ihrem früheren Leben abzugrenzen.

In den anfänglichen Konflikten in der Folgemaßnahme machte das Jugendamt Sienna Druck, durchzuhalten *(„wenn du nicht mitarbeitest, müssen wir die Maßnahme abbrechen")*. Doch Sienna akzeptierte in diesem Fall die Macht des Jugendamts, da ihr ihre Fachkraft auch ein gewisses Verständnis entgegenbrachte und letztlich ihr die Entscheidung überließ. Da Sienna sehr an der Fortsetzung ihrer Ausbildung interessiert war und in der FM gelernt hatte, die Konsequenzen ihres oft sehr impulsiven Handelns zu bedenken, schaffte sie es schließlich, ihre anfängliche Auflehnung und ihre Regelver-

stöße soweit in Grenzen zu halten, dass sie in der Wohngruppe bleiben konnte.

Auch ihre Betreuerin berichtete, dass die Ausbilderinnen mit Sienna sehr zufrieden seien, während sie Siennas Sozialverhalten in der Wohngruppe immer noch als sehr problematisch beschrieb. Es scheint also, dass Sienna nach der FM und durch die FM in der Lage war, ein gewisses Maß an Selbstverantwortung zu übernehmen. Sie konnte sehr viel Selbstvertrauen und Selbstwirksamkeitserfahrungen daraus ziehen, in der neuen Umwelt die von ihr selbst angestrebten Zukunftsperspektiven aktiv und erfolgreich umzusetzen. Dabei war ihr erklärtes Ziel, durch die Ausbildung schließlich selbstständig und unabhängig zu werden. Da ihre Zukunftspläne mit denen der Jugendhilfe und ihrer Eltern, zu denen sie inzwischen wieder guten und regelmäßigen Kontakt hatte, weitgehend konform waren, erfuhr sie auch von diesen Seiten viel Anerkennung und Unterstützung. In ihrem Zweitinterview stellte sie ihr Leben in der Folgemaßnahme als inzwischen weitgehend problemlos dar. Dem widersprach ihre Betreuerin: „*Sienna will unbedingt perfekt dastehen, deshalb fällt es ihr umso schwerer, sich mit ihren Fehlern auseinanderzusetzen*". Obwohl also auch in Siennas Fall in Bezug auf Konflikt- und Beziehungsfähigkeit längst nicht alle Ziele der FM erreicht wurden, ist doch zu konstatieren, dass sie den in der FM erworbenen guten Hauptschulabschluss quasi als Sprungbrett in ein neues Leben nutzte. Diese Leistung wurde für sie quasi zum Schlüssel für eine „Aufstiegsorientierung", mit der sie, trotz großer Anfangsprobleme, ihr Ziel verfolgte. So steuerte sie ein Jahr nach der Entlassung aus der FM gerade den „Aufstieg" in die Verselbständigungsgruppe an. Denn für Sienna war „Freiheit" offenbar der Erfolg ihrer Anstrengungen, selbständig und unabhängig zu werden.

**Ron** war nach 21 Monaten in der FM fast 17-jährig, in die Wohnung seiner Mutter zurückgekehrt. Obwohl eine stationäre Anschlussmaßnahme für ihn dringend empfohlen und schließlich auch ein Platz gefunden wurde, hatte er sich bei seiner Entlassung dagegen entschieden. Ron begriff seine wiedergewonnene Freiheit zwar einerseits vor allem als (ihn verunsichernde) Anforderung, nutzte aber das Fehlen von Zwang andererseits dafür, sich *„neuen Aufpassern"* zu entziehen. Er wollte es *„alleine schaffen",* wollte eine Ausbildung machen und so, ähnlich wie Sienna, selbstständig werden. Er fühlte sich durch die FM auch ausreichend dafür gerüstet, da er überzeugt war, seine wesentlichen Probleme, wie übermäßigen Drogenkonsum, Delinquenz, Gewalt und vor allem seine Computerspielsucht in der FM überwunden zu haben. Auch seine Mutter bestätigte seinen Kompetenzzuwachs, Ron habe in der FM die Einsicht entwickelt, *„dass er jetzt für sich selber denken und für sich selber sorgen"* müsse. Er habe zudem Spaß am Lernen gefunden, und wolle jetzt *„das Beste aus seinem Leben machen".*

Neben diesen Erfolgen sah Ron es als persönlichen Gewinn und wichtige Erkenntnis aus der FM für sich an, *„dass es Menschen gibt, denen man vertrauen kann, dass nicht jeder schlecht ist".* Allerdings beschränkte sich dieses Vertrauen bei Ron auf den FM-Psychologen und einen Betreuer: *„mit denen ich richtig reden konnte".* Zudem brauchte er ein ganzes Jahr, um dieses Vertrauen aufzubauen. So zeigte er sich beim Zweitinterview nicht in der Lage, *„jetzt in 3–4 Monaten zu jemand Neuem jetzt wieder Vertrauen aufzubauen*". Dieser

mangelnde Transfer von Vertrauen bezog sich bei Ron genauso auf die von ihm abgelehnte weitere stationäre Maßnahme wie auf den Erziehungsbeistand, den ihm das Jugendamt stattdessen zur Seite stellte und mit dem er nur oberflächliche Kontakte einging. So blieben Ron nur wenige Möglichkeiten, die angebotenen Anschlusshilfen zu nützen.

Ron schaffte es immerhin, drei Monate selbstständig zur Schule zu gehen und berichtete stolz, er sei sogar zum Klassensprecher gewählt worden – ein Zeichen für seine Beliebtheit, aber auch dafür, dass ihm zugetraut wurde, Verantwortung zu übernehmen. Doch dann hatte er plötzlich wieder *„keine Lust mehr"* und nutzte das Fehlen von Zwang, die Schule abzubrechen, obwohl ihm bewusst war, welche Einschränkung dieser Schritt bezüglich seiner Ausbildungsmöglichkeiten bedeutete. Auch seine Mutter konnte ihn – vermutlich anders als die Betreuenden in der FM – nicht bewegen, seinen Hauptschulabschluss zu machen. Stattdessen vertrat er die Meinung, dass ihm für seinen Berufswunsch Audioingenieur *„ein Hauptschulabschluss eh´ nichts nutzt"*. Er vermisste „seinen" FM-Betreuer und die Gruppe, widmete sich aber fortan eigenständig und intensiv seinem größten Hobby, der Musik. Er war voller Selbstvertrauen, dass er daraus eines Tages einen Beruf machen könnte und hoffte, eines Tages eine private Schule besuchen zu können, die ihm die gewünschte Ausbildung bieten würde. Auf wenn Ron sich im Zweitinterview bemühte, seine Entscheidungen zu rechtfertigen und seine aktuelle Situation positiv darzustellen, so gab er an einer anderen Stelle doch die Vorteile einer weiteren stationären Betreuung zu:

*„Vielleicht wäre es für mich besser gewesen, weil dann hätte ich jetzt einen richtigen Abschluss und hätte dann meinen Quali und es wäre besser gewesen, wäre ich in eine Wohngruppe gegangen. Aber ich wollte halt irgendwie nicht."*

Insgesamt räumte er beim Zweitinterview ein, dass seine Kompetenzen, seine Zukunft nach seinen Plänen zu gestalten nicht ausreichten *(„das ist eigentlich nicht wirklich nach Plan, um irgendwas richtig auf die Reihe zu bringen"),* übernahm aber nur teilweise selbst die Verantwortung dafür, sondern verwies auf einen fehlenden *„Schubser"* von außen, *„wieder ins richtige Leben rein"*. Denn Ron hatte schon den Anspruch, nicht nur von einer Karriere im Bereich der Musik zu träumen, sondern sich eine Arbeit zu suchen und eigenes Geld zu verdienen, *„also mein Plan B halt"*, den er aber nicht umsetzte.

Wie ein weiterer Anruf bei Ron anderthalb Jahre nach der Entlassung aus der FM ergab, konnte er schließlich auch ohne Schulabschluss eine Ausbildung zum Tontechniker auf einer privaten Schule beginnen. Diese Schule, die ihm die Mutter, die in der ganzen Zeit an sein Talent geglaubt hatte, durch Überstunden finanzierte, besuchte er regelmäßig und mit großem Interesse. Zum Jugendamt hatte er nur noch sporadischen Kontakt, sein Sucht- und Delinquenzverhalten hatte er erfolgreich überwunden, worauf er recht stolz war. Wie das Beispiel von Ron zeigt, hatten er und die Jugendhilfe an vielen Punkten divergierende Vorstellungen von einem „gelingenden Leben". Ron setzte schließlich seinen „Eigen-Willen" durch und baute dabei sehr einseitig auf seine Zukunftshoffnung „Musik", wobei er das Glück hatte, von seiner Mutter sehr viel Unterstützung zu bekommen. Selbstvertrauen und Selbstwirksamkeitserfahrungen zog er vor allem aus „seiner Musik", wobei ihm durchaus klar war, dass diese Einseitigkeit auch

in einem Misserfolg hätte enden können und dass er nur begrenzt bereit war, sich realistischen Anforderungen zu stellen.

**Martin,** der zum Ende der FM 16 Jahre alt war, wäre selbst gerne noch, wie von seinem Betreuer vorgeschlagen, ein halbes Jahr in der teilgeschlossenen Gruppe geblieben, ließ sich dann aber doch auf das Betreute Wohnen und die berufsbildende Maßnahme ein. Da sein Verständnis von Freiheit dahinging, ein gesellschaftlich akzeptiertes *„normales Leben"* führen zu können, bemühte er sich sehr, den Anforderungen seiner neuen Lebensform gerecht zu werden und übernahm dabei viel Selbstverantwortung. Er hielt ein gutes Vierteljahr ohne größere Probleme durch, d.h. er ging weitgehend pünktlich zu seinem Praktikum und vermied auch übermäßigen Alkoholkonsum sowie erneute Straffälligkeit, u.a., indem er sich Freunde suchte, die ebenfalls im Leben *„was erreichen"* wollten. Diesen Erfolg, der sein Selbstvertrauen stärkte, schrieb er dem in der FM Gelernten zu: *„Das waren die Regeln dort, die Strenge"* sowie seinem Willen, ja nicht so zu enden wie sein Bruder, der weiter zwischen Haft und Leben auf der Straße pendelte. Zudem war ihm sein FM-Betreuer, mit dem er noch des Öfteren Kontakt hatte, eine wichtige Stütze. Seinen neuen Betreuer fand er zwar *„ganz nett",* sein Kontakt mit ihm blieb aber oberflächlich – auch für Martin wäre ein Transfer dieses Vertrauens „zu viel verlangt" gewesen.

Allerdings nahm er die ihm wegen seiner guten Leistungen in dem Praktikum angebotene Ausbildungsstelle dann doch nicht an – sehr zum Kummer seines Jugendamtes. Im Zweitinterview begründete er dies zum einen damit, dass andere Jungen aus dem Berufsbildungswerk ihm Prügel angedroht hätten, er sich jedoch nicht prügeln wollte, um ja nicht eine erneute Strafanzeige zu riskieren. In dieser Konfliktsituation wandte er sich weder an seinen Betreuer noch an die Lehrer, weil er meinte, durch deren Einmischung wäre alles nur noch schlimmer geworden – wieweit dafür auch sein Mangel an Vertrauen in diese potentiellen Bezugspersonen verantwortlich war, muss hier offenbleiben. Noch entscheidender für diesen Abbruch war für ihn jedoch, dass er in seiner Heimatstadt eine Freundin gefunden hatte. Er wollte sofort mit ihr (die noch bei ihrer Mutter lebte) zusammenziehen, obwohl er wusste, dass er dort kaum Chancen hatte, eine Ausbildungsstelle und damit auch einen Schulabschluss zu bekommen. Martin war also bis zu einem gewissen Grad durchaus fähig zu einer realistischen Zukunftsplanung und zur Umsetzung seiner Pläne. Doch schien es für ihn – und hier zeigt sich sein „Eigen-Willen" – zunächst noch viel wichtiger, sich sein bisher nie befriedigtes Bedürfnis nach einem Stück „heiler Familie" zu erfüllen. Er fühlte sich von seiner Freundin und deren Mutter sehr unterstützt und angenommen und war auch nicht mehr bereit, in eine offene Wohngruppe zu gehen und von dort aus an Maßnahmen der Jugendberufshilfe teilzunehmen. Vielmehr gab er sich mit einem „1-Euro-Job" zufrieden, in den er nach einer Zeit der Arbeitslosigkeit vermittelt wurde und dem er zur Zeit des Zweitinterviews nachging.

Zweifellos hat Martin im Vergleich zu seiner Ausgangssituation eine Menge erreicht: Er trank nicht mehr, musste nicht mehr auf der Straße leben, hatte den Kontakt zu seinem delinquenten Bruder eingeschränkt und wurde nur noch ein Mal straffällig. Im privaten Bereich fand er eine offen-

bar förderliche Beziehung. An der Realisierung einer auf Selbstständigkeit gerichteten Lebensperspektive fehlte es allerdings. Denn was er tun würde bzw. tun könnte, wenn seine Beziehung in die Brüche ginge, blieb völlig offen.

**Jasmin** war 15 Jahre, als sie nach knapp 12 Monaten aus der FM entlassen wurde. Sie (die früher mal ein Gymnasium besucht hatte), hatte wie Sienna in der FM einen guten Hauptschulabschluss erworben, der ihre beruflichen Möglichkeiten deutlich erhöhte. So wurde ihr von ihrer FM-Betreuerin und ihrem Jugendamt vorgeschlagen, eine Wirtschaftsschule zu besuchen und vorerst noch in einer offenen Wohngruppe an ihrem Heimatort zu wohnen und nicht sofort zu ihrer Mutter zurückzukehren.

Diesen Planungen hatte Jasmin auch zumindest oberflächlich zugestimmt, obwohl sie sich davon eigentlich unter Druck gesetzt fühlte. Sie vertrat – ähnlich wie Ron und Martin – ihren „Eigen-Willen" nicht offen bzw. nahm ihn sehr schnell zurück, möglicherweise auch deshalb, weil Durchsetzungsfähigkeit in der FM nicht genügend gefördert wurde: *„Die haben gesagt: ‚Nein, Jasmin, das BVJ [Berufsvorbereitungsjahr] ist nicht gut, da bist du unterfordert' und so. Da hab ich mich dann wieder so zurückgedrängt gefühlt".*

Zudem wollte Jasmin diesem positiven Bild, das Betreuerin und Jugendamt von ihrer Leistungs- und Durchhaltefähigkeit hatten, auch entsprechen: *„Und ich hatte gedacht, dass ich es vielleicht doch schaffe, in der WG dann noch ein halbes Jahr zu bleiben. Aber es ging dann doch nicht".*

Jasmin brach die Folgemaßnahme schon nach ein paar Tagen ab und kehrte zu ihrer Mutter zurück. Vielleicht sah sie – mehr oder weniger bewusst keine andere Handlungsmöglichkeit als eine dramatische Flucht aus der Wohngruppe, um einerseits dem Druck der Jugendhilfe zu entkommen und andererseits Druck auf ihre Mutter auszuüben, sie wieder aufzunehmen. Für das Scheitern der mehr für sie als mit ihr entwickelten Zukunftsperspektive übernahm sie – das legt der unpersönlich formulierte letzte Satz des Zitats nahe – keinerlei Selbstverantwortung. Die Jugendhilfe war offenbar nicht sensibel genug für die Oberflächlichkeit von Jasmins Anpassung bzw. für ihre Ambivalenzen zwischen ihrem (auch im Zweitinterview immer wieder geäußerten) Wunsch nach einer Ausbildung, ihrer (in der FM offenbar nicht sichtbar gewordenen) Angst vor Leistungsanforderungen (als sie noch ins Gymnasium ging, litt sie nach Auskunft ihrer FM-Betreuerin an einer *„richtigen Schulallergie … also Brechreiz, für sie war das alles zum Kotzen"*) und ihren persönlichen Vorstellungen von Freiheit, die für Jasmin zunächst mal die Rückkehr in ihre alte Welt bedeuten, d.h. zu ihrer Mutter, ihren alten Freunden und zumindest teilweise zu ihrem alten Leben und ihren alten „Freiheiten" (Disco, Alkohol und Zigaretten): *„Man fiebert das ganze Jahr darauf hin, endlich wieder rauszukommen".* Jasmin nutzte also die wieder gewonnene Freiheit, um sich Leistungsanforderungen weitgehend zu entziehen. Dies wurde ihr durch ihre Macht über ihre Mutter erleichtert, die sich nicht gegen Jasmin durchsetzten konnte. Immerhin ließ sich Jasmin drei Monate nach ihrer Entlassung auf das BVJ ein, das sie als *„schon eher meins"* bezeichnete. Hier sah sie sich nur mit einer kleinen Mädchenklasse und geringen Anforderungen an Lernleistung und Verhalten konfrontiert, und das schien noch am ehesten anschlussfähig an ihre Erfahrungen in der

Heimschule. Leider endete ihr BVJ-Besuch mit einem Unfall (ein „Beinbruch“ im doppelten Sinn des Wortes!). Danach war Jasmin nicht einmal mehr bereit zu den nötigen Arztbesuchen, geschweige denn, die von Jugendamt, Mutter und Verwandten angebotene Unterstützung bei der Suche nach einer beruflichen Perspektive oder zumindest einem Aushilfsjob anzunehmen. So zog sich die ihr vom Jugendamt zur Seite gestellte Betreuungshelferin schließlich zurück.

Obwohl Jasmin sich auf der Handlungsebene weitestgehend verweigerte, stimmte sie gleichzeitig den an sie gestellten Anforderungen verbal durchaus zu und zeigte sogar Verständnis für die Sorgen ihrer Mutter um ihre Zukunft. Gerade, indem sie immer wieder beteuerte, dass sie eine Ausbildung anfangen und nicht länger in der finanziellen Abhängigkeit von ihrer Mutter verharren wolle, aber nichts dafür tat, behauptete sie ihren Eigen-Willen gegen ihre (sich selbst inzwischen als ziemlich hilflos und verzweifelt bezeichnende) Mutter und das Jugendamt. Jasmin sah auch durchaus, dass sie sich durch ihren Geldmangel zunehmend von ihren früheren Freundinnen (die inzwischen fast alle Geld verdienten) isolierte und durch ihre Art Freiheit zu leben, ständig ihre Unfreiheit vergrößerte. Selbstverantwortung übernahm sie dafür aber nicht, sondern – das wurde sowohl im Zweitinterview mit ihr selbst wie mit ihrer Mutter deutlich – sie suchte die Ursachen für ihre Passivität in äußeren Hindernissen und ihrer Unsicherheit, was sie denn beruflich machen wolle. So lehnte sie alle Vorschläge ab, informierte sich aber selbst nicht über ihre beruflichen Möglichkeiten und entwickelte keinerlei eigene Zukunftsperspektiven. Auch dafür fand sie im Zweitinterview Gründe, oder sie behauptete, *„ich habe mich gekümmert“* (was ihre Mutter aber bestritt) oder versprach, *„gleich morgen“* etwa auf eine Anzeige zu reagieren, was sie aber nach Aussagen ihrer Mutter nie tat.

Soweit im Zweitinterview erkennbar, litt Jasmin offenbar nicht nur an einem Mangel an Selbstvertrauen und Selbstwirksamkeit. Sie schien zudem nicht in der Lage, einen Transfer ihrer positiven Erfahrungen in der FM *(„mir fällt nur noch das Schöne ein“)* sowohl in Bezug auf sich selbst *(„dass ich dort den Quali geschafft habe, hat mich völlig verändert“)* als auch in Bezug auf das Vertrauen in Betreuungspersonen *(„ich hatte eine gute Beziehung zu meiner Betreuerin“)* zu leisten. Anders als Sienna konnte Jasmin auch aus dem in der FM erreichten Schulerfolg keine Motivation für weiteres Lernen ziehen. Ein Schlüssel für das Verständnis von Jasmins Entwicklung und dafür, auf welche eigenen Stärken sie setzte, liegt möglicherweise in ihrer Äußerung, *„ich bin eigentlich immer so. Ich merke das von Anfang an, wie ich reagieren muss, dass es für mich gut läuft. Und wie ich mein Ziel erreiche.“* Diese tendenziell manipulative soziale Kompetenz, die Jasmin auch in den Interviews zunächst sehr vernünftig und einsichtig erscheinen ließ, hatte sie in der FM offenbar dazu genutzt, ein *„fast freundschaftliches Verhältnis“* zu ihrer Bezugsbetreuerin herzustellen und bei Problemen einen guten Einfluss auf andere Mädchen auszuüben und so ihren Status in der Gruppe zu erhöhen. Ein Jahr später konnte sie auf diese Weise bezüglich ihres Einstiegs ins Berufsleben immer wieder gute Absichten vorspiegeln und so ihre Umwelt einerseits auf Trab und andererseits mit (leeren) Versprechungen bei der Stange halten. Vertrauen hatte sie vermutlich vor allem zu ihrer Macht, ihre Mutter für ihre

Bedürfnisse nach Versorgung und Schutz vor äußeren Anforderungen zu funktionalisieren. So wirkte Jasmin, die inzwischen erheblich zugenommen hatte, beim Zweitinterview ein bisschen wie ein Kuckuckskind, das von der übereifrigen Mutter übermäßig gefüttert wurde, aber nicht fliegen lernen wollte.

Vielleicht, aber das ist nur Spekulation, trug ihre spezielle soziale Kompetenz auch dazu bei, dass Jasmin in der FM in ihrer Leistungsmotivation überschätzt bzw. in ihren Leistungsängsten unterschätzt und sie deshalb überfordert wurde. Hier könnte ein Grund für ihre Verweigerung liegen. Jedenfalls scheint es, dass die tieferen Probleme von Jasmin in der FM zu wenig erkannt und bearbeitet wurden. Möglicherweise war – gerade wegen Jasmins Überanpassung – die FM auch nicht oder nur kurzfristig die „richtige Maßnahme" für sie. Insofern scheint auch die Nachhaltigkeit des Nutzens der FM für ihre eigene Entwicklung sehr begrenzt, obwohl Jasmin durchaus Teilerfolge vorweisen konnte: Sie hatte gelernt (und das bestätigte auch ihre Mutter), weniger aggressiv und impulsiv zu reagieren, gewisse Grenzen zu akzeptieren, Gesetze und Regeln zu achten und Drogen, Alkohol und Zigaretten nur noch sehr maßvoll zu konsumieren.

**Sola** war bei der Entlassung aus der FM 16 Jahre alt. Sie hatte auf die FM mit großer Aggressivität und mit Angriffen auf die Betreuenden reagiert und wurde deshalb nach acht Monaten vorzeitig auf eine offene Intensivgruppe derselben Einrichtung verlegt, um ihr, wie ihre frühere FM-Betreuerin sagte, *„Strukturhilfen zu geben, ohne dass sie gegen die Geschlossenheit ankämpfen muss"*. Doch auch diese Maßnahme scheiterte bereits nach ein paar Wochen. Wieweit Solas Meinung bei der Planung dieser Anschlussmaßnahme berücksichtigt wurde, bleibt unklar. Allerdings drückte sie deutlich aus, dass sie mit ihrem Jugendamt nicht klarkäme, zumal die für sie Zuständigen dort oft wechselten. Sie berichtete zudem (ohne Emotionen zu zeigen), dass sie schon in diversen Heimen war, immer wieder rausgeflogen und dann (gegen ihren Willen) *„woanders hingeschoben"* worden wäre. Bei der Zwangseinweisung in eine geschlossene Clearingstelle mit knapp 15 Jahren hatte sie sich so heftig gegen die Polizei gewehrt, dass sie eine Anzeige bekam. Dort hatte sie sich dann aber recht wohlgefühlt und wäre am liebsten dort geblieben. Doch gegen die Einweisung in die letzte FM wehrte sie sich kaum noch, sondern zeigte sich betont gleichgültig: *„Ja, die haben Hilfeplangespräche gemacht. Und da haben sie es halt entschieden."*

Das Scheitern der offenen Gruppe erklärte Sola im Zweitinterview mit ihrer Art des Umgangs mit Freiheit: *„Am Anfang konnte ich überhaupt nicht mit meiner Freiheit umgehen. Danach ging es eigentlich. Jetzt kann ich schon, wenn ich will, aber ich will nicht"*. Freiheit bedeutete für sie offenbar nach der Entlassung aus der FM zunächst, zwar in der offenen Wohngruppe wohnen zu wollen, aber sich nicht an deren Regeln zu halten, sondern Drogen zu konsumieren und sich dubiosen nächtlichen Außenaktivitäten zuzuwenden. Dass die pädagogischen Fachkräfte ihr Verhalten nicht akzeptierten, sie schließlich ihrerseits ausschlossen und ihr auch weitere Gespräche verweigerten, fand sie *„unverschämt und herzlos"*. Im Fall von Sola schienen die Ziele der Jugendhilfe und ihr Eigen-Willen extrem weit auseinander zu klaffen: Beide Seiten konnten die Sichtweisen und Entscheidungen der jeweils anderen Seite

kaum nachzuvollziehen. So kam es zu einem erneutem „Rauswurf“ aus der Wohngruppe – und damit aus der letzten Einrichtung, die noch bereit gewesen war Sola aufzunehmen. Damit hatte sie keine Chance mehr, dass die Jugendhilfe sie bei einer akzeptablen Lösung ihrer Entwicklungsaufgaben sowie bei der Entwicklung einer beruflichen Zukunftsperspektive unterstützen würde. Sola kommentierte dies mit dem Satz, *„die wollen mich alle nicht“*.

Anders als z.B. Jasmin, Sienna und Ron hatte Sola nach diesem endgültigen Scheitern der Jugendhilfe keinerlei familiären oder sonstigen Rückzugsort. So ließen sich in ihrer Feststellung *„die wollen mich alle nicht“* auch ihre. (scheinbar gleichmütig vorgebrachten) Erfahrungen mit ihren getrennt lebenden Eltern, der Jugendhilfe und der Jugendpsychiatrie zusammenfassen – wobei Sola ihren eigenen Anteil am Scheitern aller Beziehungen ausblendete. Deutlicher als bei den meisten anderen Jugendlichen wurde jedoch ihr großes Problem, irgendjemandem zu vertrauen. Am wenigsten vertraute Sola offenbar ihren Eltern, von denen sie wohl nie nötige Unterstützung bekam und bekommen wird. So hieß es im Erstinterview einmal: *„Ich komme mit meiner Mama nicht klar, aber sie ist da, wenn ich sie brauche … sie kauft mir alles, ich krieg von ihr alles, was ich will“*, im Zweitinterview dann allerdings *„Meine Mutter? – Ich hasse sie! Nee ich – fühl gar nichts mehr für sie, nee“*. Auch der Vater zeigte offenbar kaum Interesse: *„Ich könnte auch zu meinem Vater ziehen, aber da erwartet mich keine Zukunft. Der hat vielleicht voll viel Geld, aber das nützt mir nichts. … Wenn er mich sehen wollen würde, dann würde er anrufen“*. Trotzdem oder gerade deshalb äußerte Sola immer wieder irreal erscheinende Hoffnungen: *„Wenn mein Daddy da wäre, da wär´s anders“*, oder *„die Oma zieht jetzt aus, und dann krieg ich die Wohnung, sie zahlt schon.“* Noch am meisten Vertrauen habe sie zu den Betreuenden der Clearingstelle entwickelt, der sie immer noch nachtrauerte. Ansonsten, so sagte sie, *„zeige ich mein Inneres nicht gern“*.

In dem Jahr zwischen Erst- und Zweitinterview hatte sich Sola zwangsläufig immer wieder sehr fragilen (Über-)Lebensarrangements ausgesetzt. Diese Arrangements stilisierte sie – offenbar immer auch der Suche nach „Familie“ und Zugehörigkeit – zwar anfangs immer wieder als etwas Familiär-Vertrautes oder Tragendes, aber sie berichtete auch, dass sie meist nach kurzer Zeit wieder zerbrachen: So hatte nach ihren Aussagen *„ein Freund“*, bei dem sie zeitweilig wohnte, zwar *„ein gutes Herz“,* erwies sich dann aber als zu eifersüchtig, als dass sie bei ihm hätte bleiben können. Die Beziehung zur Familie des nächsten Freundes schilderte sie erst als überschwänglich herzlich *(„die wollten mich adoptieren“),* sie wurde aber ebenso bald durch heftigen Streit beendet wie ihre zeitweilige Rückkehr in die Wohnung ihrer Mutter. Auch die aktuelle Beziehung zu einer Freundin, die Sola zum Zweitinterview begleitete, schien nicht dazu geeignet, Solas hohen und überfordernden Erwartungen standzuhalten: Die Freundin, von Sola als *„meine Schwester, die ich liebe“* bezeichnet, sollte Sola helfen, sich für Schule und Arbeit zu motivieren – aber beide Mädchen deuteten an, dass sie aktuell eher gemeinsam auf Partys Kontakte zu Männern knüpften.

Dass sie in der Jugendhilfe für sich auch keine Chance der Hilfe (mehr) sah, wurde im Zweitinterview ebenfalls deutlich: *„Nee, die stecken mich ja sowieso wieder in irgendeine Unterbringung“*. Andererseits meinte sie: *„Die von der*

*Jugendgerichtshilfe könnte ich anrufen, die würde dann was machen halt"*. Ob sie sie aber tatsächlich anrufen würde, ließ Sola offen. Offen blieb auch sowohl im Erst- wie im Zweitinterview, ob und welche Zukunftsperspektiven und Ziele Sola für sich hatte: Sie benannte zwar einen ganzen Strauß von Möglichkeiten: Mal sagte sie, sie habe *„demnächst einen Job in Aussicht"*, dann wieder wollte sie sich *„bald um einen Schule kümmern"*. Dabei orientierte sie sich vielleicht an ihrer Vermutung, was die Interviewerin hören wollte, benannte aber keinerlei Schritte, um auch nur eines dieser Ziele zu erreichen.

Ein Jahr nach Ende der FM schien es also keinerlei nachhaltige positive Wirkungen der FM und keinerlei beständige förderliche äußere Ressourcen in Solas Leben zu geben. Aber Sola schien bisher sehr gut in der Lage, immer wieder neue (wenn auch nicht unbedingt förderliche) Kontakte aufzutun und sich im Übrigen ihre eigenen Fähigkeiten und ihre Möglichkeiten in dieser Welt immer wieder schönzureden.

# 12 Zusammenfassende Schlussfolgerungen

Die Studie ging von der Frage aus, wieweit und mit welcher Nachhaltigkeit Erziehung zur Freiheit – im Sinne von Lebenskompetenz und erweiterten Wahlmöglichkeiten – unter den Bedingungen partiellen Freiheitsentzugs möglich ist. Dabei wurde zum einen die Teilgeschlossenheit als ein mögliches Hindernis in diesem Prozess thematisiert, v.a. auch in Bezug auf den Aufbau von pädagogischen Beziehungen. Zum andern ging es um die Wirkungen des durch dieses besondere Setting und die besondere Situation der Jugendlichen mitbedingten weitgehenden Verzichts auf die Umsetzung zentraler Standards der Jugendhilfe, wie Freiwilligkeit, Partizipation, Wohnortnähe und intensive Kooperation mit den Eltern. Es wurde der Frage nachgegangen, wie weit dadurch die Koproduktion der Klienten mit der Jugendhilfe und damit der Erfolg der Maßnahmen eingeschränkt werden.

Die Ergebnisse der Follow-up-Studie wie der Fragebogenerhebung machen deutlich, dass Geschlossenheit, Abschottung nach außen und geringe Partizipationsmöglichkeiten in der Tat den Erziehungsprozess und den Aufbau pädagogischer Beziehungen zumindest am Anfang für die große Mehrzahl der Jugendlichen sehr erschweren. Das Paradox, durch Freiheitsentzug zur Freiheit erziehen zu wollen, kann nur dann produktiv aufgelöst werden, wenn die Jugendlichen in FM ihrerseits paradox reagieren und die „Zwangsangebote" quasi „freiwillig" annehmen. FM kann also insbesondere dann positive und z.T. auch dauerhafte Effekte aufweisen, wenn Jugendliche dieses Setting als Hilfe für sich anerkennen und mitgestalten. Voraussetzung für pädagogische Einflussnahme ist also, dass sie es nicht nur als Zwang erfahren, sondern die drastische Grenzsetzung durch den Freiheitsentzug als Chance nutzen lernen, für sich *„etwas zu erreichen"*. Dazu müssen sie ihren anfänglichen Widerstand zumindest teilweise aufgeben und das Angebot, sich die Freiheit schrittweise zurück zu erobern, quasi als eine „Bewährungsprobe" annehmen können.

Die Interviews und die Fragebogenerhebung legen nahe, dass dies den Jugendlichen umso eher gelang, je mehr sie im Laufe der Zeit den als drasti-

schen und belastenden Einschnitt erlebten Verlust der „Freiheit“ und ihrer bisherigen Lebenswelt durch subjektive „Gewinn“-Erfahrungen ausgleichen konnten. „Gewinn“ bezieht sich, wie die Jugendlichen glaubhaft machten, sehr häufig auf schulische Erfolge, aber auch auf in der Freizeit neu erworbene Fähigkeiten. Zudem verbuchten viele Jugendlichen die Beziehungen zum Betreuungspersonal und nicht selten auch zu den anderen Jugendlichen, sowie die in diesem Rahmen erworbene größere Sozial- und Konfliktkompetenz und das verbesserte Verhältnis zu den Eltern als Gewinn der FM. Allerdings gilt dies keineswegs für alle Jugendlichen gleichermaßen. Zudem schätzen die Fachkräfte in der FM die Fortschritte der Jugendlichen meist wesentlich vorsichtiger ein als die Jugendlichen selbst. Dabei ist natürlich auch von Bedeutung, ob sich die Beurteilung der Fortschritte eher an den Ausgangsbedingungen der Jugendlichen oder an den hohen gesellschaftlichen Erwartungen an sie bemisst, denen viele auch nach der FM noch nicht genügen können.

Die Vermutung, unter Zwang könnten sich keine tragfähigen pädagogischen Beziehungen entwickeln, kann durch die Ergebnisse der Befragung der Jugendlichen wie der Betreuenden nicht bestätigt werden. Teilweise wurden die pädagogischen Beziehungen in der FM von den Jugendlichen – und zum Teil auch von ihren Müttern – sogar als besser und belastbarer bewertet als die in offenen Hilfemaßnahmen. Vielmehr legen unsere Ergebnisse nahe, dass nachhaltige, situativ und individuell angepasste Grenzsetzungen im pädagogischen Prozess einer FM, gekoppelt mit stetigen und wertschätzenden Beziehungsangeboten durch verlässlich und authentisch erlebte Fachkräfte, den Jugendlichen einen subjektiv spürbaren Gewinn oft erst ermöglichen. So wurde die Annahme der FM als Hilfe vielen Jugendlichen dadurch erleichtert, dass sich die Betreuenden in ihren Augen von „Feinden“ zu „Helfern“ wandelten. In einer Reihe von Fällen gelang der Aufbau von pädagogischen Beziehungen allerdings nicht oder nur sehr oberflächlich. Dies scheint aber weniger mit dem Strukturmerkmal der Geschlossenheit als mit dem Ausmaß der Beziehungsstörungen der Jugendlichen sowie der individuellen Passung des „Beziehungsangebots“ in ihrer Heimgruppe zusammenzuhängen.

Auch die zwangsläufige Auseinandersetzung mit den anderen Jugendlichen in der Heimgruppe ist ein wichtiger Einflussfaktor, der mit darüber entscheidet, wie die Jugendlichen ihren FM-Aufenthalt bewerten und welche sozialen Lernprozesse sie durchlaufen. Einerseits darf die Gefahr eines „Devianztrainings“ in einer Gruppe von als dissozial und häufig auch als delinquent aufgefallenen Jugendlichen nicht unterschätzt werden. Andererseits gibt es Hinweise, dass sie in diesen Gruppen gerade deshalb ein akzeptableres Sozialverhalten entwickeln können, weil gerade die Mädchen und Jungen, die in der Gruppe einen hohen Status haben, oft über gewisse soziale Kompetenzen verfügen und damit erreichbare Vorbilder für die anderen Jugendlichen darstellen. Auf der anderen Seite ist die Abgrenzung von Mädchen oder Jungen, die die Regeln massiv verletzen oder dies planen, ein wichtiger Entwicklungsschritt.

Der durchstrukturierte Tagesablauf und die strikten Regeln und Konsequenzen sowie die Arbeit mit Bestrafungs- und Belohnungssystemen tragen

ebenfalls zu Verhaltensänderungen bei. Im positiven Fall bieten sie den Jugendlichen eine (bisher oft vermisste) Verlässlichkeit, an der sie ihr Verhalten neu orientieren und sozial akzeptableres Verhalten lernen können. Allerdings provozierten Regeln und Konsequenzen, die den Jugendlichen als unsinnig, nicht altersgerecht oder ungerecht erschienen, auch ihren Widerstand, statt Einsicht und erwünschtes Verhalten zu fördern. Als sehr problematisch muss aus unserer Sicht die von vielen Jugendlichen heftig abgelehnte längere, zum Teil über Tage dauernde Isolation im eigenen (ggf. ausgeräumten) Zimmer oder in speziellen Isolationsräumen gelten: Sie wird nicht selten als angstauslösend, entwürdigend und psychisch äußerst belastend erlebt und kann durchaus (re-)traumatisierend wirken. Zudem scheint sie meist keinerlei positive Effekte zu haben, sondern im Gegenteil häufig Aggressivität und (innere) Widerstände zu verstärken und die pädagogische Beziehung zu belasten.

Will die Jugendhilfe auf FM nicht ganz verzichten, so muss sie auch weiterhin streng darauf achten, dass das Vertrauen der Jugendlichen in diese Hilfe gestärkt und nicht – etwa durch entwürdigende Konsequenzen, Willkürakte oder Übergriffe – missbraucht wird. Es darf nie aus den Augen verloren werden, dass die Risiken des Machtmissbrauchs im Zwangskontext der FM besonders hoch sind. Auch wenn keiner der befragten Jugendlichen von grober Willkür berichtete, so scheint es doch unerlässlich, die Beschwerdemöglichkeiten für die Jugendlichen auszubauen. Weiter muss das jeweils im Einzelfall zu spezifizierende Kindeswohl im Mittelpunkt der FM stehen. Die FM darf also nicht für Sanktions- oder Sicherheitswünsche der Öffentlichkeit missbraucht werden.

Doch soll an dieser Stelle auch auf die – provokant formuliert – „klassischen pädagogischen Chancen" hingewiesen werden, die mit FM strukturell verbunden sind: nämlich die Dialektik von Schließung und Öffnung, von Hilfe und Kontrolle, die schon seit jeher zu den Merkmalen der Sozialen Arbeit gehört (vgl. Winkler 2006, S. 255).

Bei erfolgreichen Hilfeprozessen tritt der Zwangscharakter der FM in der Regel zunehmend in den Hintergrund. Es gab in den Erstinterviews einige Hinweise darauf, dass dabei häufig auch ein gewisser Identifikationsprozess mit dem Heim stattfand, aus dem manche Jugendlichen sich nur schwer und erst lange nach Ende der FM wieder lösen konnten. Hier wirkte sich die strukturelle Notwendigkeit, mit der FM auch die – oft mühsam entstandene – pädagogische Beziehung abbrechen oder doch zumindest stark lockern zu müssen, als Nachteil aus: Denn zum und nach Ende der FM müssen die Jugendlichen viele für ihre Zukunft wichtige Entscheidungen treffen, wobei die vertrauten Betreuenden der FM sie vielleicht besser unterstützen könnten als die Betreuenden in den Nachfolgeeinrichtungen. Denn wie sich in den Zweitinterviews öfter zeigt, lässt sich das oft mühsam zu bestimmten Personen gewonnene Vertrauen nur schwer generalisieren und auf „neue" Betreuende übertragen – zumal dieses Vertrauen der Jugendlichen ja auch durch den Abbruch der Beziehung zu Ende der FM (erneut) enttäuscht wird.

Wie die Ergebnisse der Zweitinterviews weiter deutlich machten, standen die befragten Jugendliche ein Jahr nach Ende der FM keineswegs alle in

den Startlöchern zu einem in ihren Augen gelingenden Leben. Aber immerhin die Hälfte von ihnen war in der Lage, wieder offene Jugendhilfeeinrichtungen und Bildungs- und Ausbildungsangebote für sich nutzen – was vor der FM nicht mehr der Fall war. Die Jugendlichen, die aus der FM direkt zu ihren Eltern entlassen oder deren Hilfen zur Erziehung vorzeitig beendet wurden, hatten dagegen weniger hoffnungsvolle Zukunftsperspektiven. Doch die Mehrheit aller Befragten verbuchte zumindest einige nachhaltige Teilerfolge der FM, z.B. bezüglich geringerer Aggressivität, Straffälligkeit und Drogennutzung. Dies wurde von ihren derzeitigen Bezugspersonen in ihren Einrichtungen oder Familien auch bestätigt. Zudem sah die Mehrzahl der Jugendlichen schon einen großen Erfolg der FM darin, dass sie ohne *„die Geschlossene"* längst völlig *„abgestürzt"* wären: Sie würdigten also zumindest die Schutz-und die Förderfunktion von FM. Für einige Jugendliche hatte die FM sogar eine so ausgeprägte Befähigungsfunktion, dass zu vermuten war, sie würden ohne allzu große Krisen den Weg in ein objektiv wie subjektiv zufriedenstellendes Leben finden. Im Gegensatz dazu gab es aber auch einige Fälle, in denen die Betreuenden oder die Jugendlichen selbst meinten, FM habe ihnen gar nichts gebracht oder sei sogar nachteilig gewesen. Bei einer Minderheit der jungen Menschen erschien die Situation ein Jahr nach der Entlassung aus der FM mindestens genauso belastend und perspektivlos als vor der FM – wobei dafür natürlich jeweils auch ihre weiteren Lebensumstände mit verantwortlich gemacht werden müssen.

Diese Ergebnisse zu den Auswirkungen der FM im Zusammenspiel mit Person und Umfeld der Jugendlichen sollten einerseits dazu anregen, die individuellen Indikationen bei der Aufnahme der Jugendlichen noch genauer zu prüfen. Sie lassen aber andererseits – trotz all der mit Freiheitsentzug verbundenen Probleme und Fragen – doch eine vorsichtig positive Bilanz bezüglich der Nachhaltigkeit des in der FM Erreichten zu. Diese werden durch die Ergebnisse anderer Studien zu FM (Pankofer 1997) sowie der Selbstevaluationen von Einrichtungen mit teilgeschlossenen Gruppen gestützt – oder zumindest nicht negiert. So berichtete Michaela Holler (2006) aus der Clearingstelle Würzburg, dass eine Nachbefragung der zuständigen Jugendämter in Bezug auf 26 Fälle eine hohe Zufriedenheit mit der Unterbringung in der Clearingstelle ergab.

Allerdings stellt sich angesichts der hohen Quote der vorzeitig beendeten Anschlusshilfen und dem damit in aller Regel verbundenen Abbruch von in diesem Rahmen begonnenen (Schul-)Ausbildungen die Frage, wie die Übergänge von der FM in die Folgehilfen schon in der vorbereitenden Hilfeplanung noch besser gestaltet bzw. die Folgemaßnahmen noch besser auf die Jugendlichen und ihre besonderen Bedürfnisse und Fähigkeiten abgestimmt werden könnten. Allerdings steht die Jugendhilfe zwangsläufig vor dem Problem, dass ab dem Moment, wo sie keinen Zwang mehr ausüben kann, die Ambivalenzen der Jugendlichen zwischen „Herkunft und Zukunft" eine neue Brisanz gewinnen: Sie müssen sich den Diskrepanzen stellen, die zwischen ihren Lebensstilen vor der FM und den nötigen Anstrengungen für eine zumindest oberflächlich angestrebte gesellschaftliche Integration bestehen. Wie gerade die Fälle der Jugendlichen zeigen, die die Folgemaßnahme abgebrochen haben, können sich hier die Prioritäten der Jugendli-

chen leicht in Richtung „Herkunft“ verschieben, wenn ihnen der Preis für die geforderte Integration zu hoch und der langfristige Gewinn zu niedrig oder zu weit entfernt erscheint und gleichzeitig unerfüllte Bedürfnisse auf schnelle Befriedigung drängen. Da die Jugendlichen in vielen Fällen aus den Folgehilfen zu ihren (nicht selten überforderten und gegenüber den Ansprüchen der Jugendlichen relativ machtlosen) Müttern zurückkehren, wäre zudem dringend zu klären, wie die Mütter in diesen Fällen von der Jugendhilfe noch besser unterstützt werden könnten.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass auch die Ergebnisse des DJI-Projekts nicht ohne Ambivalenzen sind: Einerseits geben sie deutliche Hinweise darauf, dass es ohne einen temporärem, am individuellen Fall orientierten Freiheitsentzug oder eine mit ähnlich einschneidenden Interventionen verbundene Hilfe für viele der Jugendlichen kaum noch eine Erfolgs*hoffnung* gegeben hätte. Andererseits zeigen sie, dass die Jugendlichen mit dem Verzicht auf Freiheit und einer zunächst vorwiegend als Kontrolle und Zwang erlebten Hilfe zunächst einen hohen Preis zahlen müssen, ohne dass ein – wie immer zu bemessender – Erfolg dieser Hilfe *garantiert* wäre. Vielmehr setzt der Freiheitsentzug gegen den Willen der Jugendlichen zunächst genau das außer Kraft, was sonst als Basis für den Erfolg einer Hilfe gilt: ihre Mitwirkungsbereitschaft und ihre Partizipation an der Entscheidung über Art, Ort und Dauer der Hilfe. Soll dieser Eingriff nicht zum bloßen Willkürakt werden und stattdessen *„Erziehung wieder möglich machen“*, so muss er so gut wie möglich eingeleitet, begleitet, reflektiert und nicht zuletzt mit möglichst passenden Anschlusshilfen ergänzt werden: „Gelingt es uns, Zwang und potenzielle Freiheit methodisch zusammenzubringen, dann können wir auch ein legitimes pädagogisches Angebot für diejenigen Kinder und Jugendlichen entwickeln, die uns bisher ratlos machen. Das pädagogische Allheilmittel zu erwarten, grenzt jedoch an prometheischen Größenwahn und sollte von uns als unberechtigte Erwartung zurückgewiesen werden“ (Neumann 2003, S. 157).

Die Ergebnisse der DJI-Studie sowie anderer Studien (Enser 2007; Holler 2006; Schneider 2006; Stadler 2005; Schwabe 2008) haben – so hoffen wir – Konsequenzen für die fachliche wie die öffentliche Auseinandersetzung. Diese muss sich nun nicht mehr im Nebel des Nicht-Genau-Wissens auf Probleme fokussieren, die vielleicht gar keine sind. Und sie muss auch nicht mehr an Positionen festhalten, die der aktuellen Realität nicht mehr gerecht werden. Vielmehr könnten nun auf der Basis erweiterten Wissens bestimmte Probleme in der Praxis differenzierter diskutiert werden. Schön wäre es, wenn unsere Ergebnisse Anlass zu Diskussionen unter den pädagogisch Verantwortlichen geben und Prozesse des voneinander Lernens und der gemeinsamen Weiterentwicklung von Konzepten anstoßen, z.B. in Richtung von noch mehr Individualisierung und Partizipation.

# Literatur


**Ader, S**. (2002): Wie werden aus Kindern in Schwierigkeiten die „besonders Schwierigen“? In: Henkel, J./Schnapka, M./ Schrapper, C. (Hrsg.): Was tun mit schwierigen Kindern? Münster, S. 108–147

**Bitzan, M./Bolay, E./Thiersch, H.** (2006): Die Stimme der AdressatInnen. Biographische Zugänge in den Ambivalenzen der Jugendhilfe. In: Dies. (Hrsg.): Die Stimme der AdressatInnen. Weinheim und München

**Conen, M.-L.** (1996): „Wie können wir Ihnen helfen, uns wieder loszuwerden“ – Aufsuchende Familientherapie mit Multiproblemfamilien. Zeitschrift für systemische Therapie 3/1996, S. 178–185

**Deniz, C.** (2001): Migration, Jugendhilfe und Heimerziehung. Rekonstruktionen biographischer Erzählungen männlicher türkischer Jugendlicher in Einrichtungen der öffentlichen Erziehung. Frankfurt/M. 2001

**Dodge, K.A./Dishion, T.J./Lansford, J.E.** (2006): Deviant Peer Influences in Intervention and Public Policy for Youth. Social Policy Report of the Society for Research in Child Development, 20 (I)

**Enser, M.** (2007): Jungen in freiheitsentziehenden Jugendhilfemaßnahmen. Massive Gefühls- und Verhaltensstörungen bei Jungen in freiheitsentziehenden Jugendhilfemaßnahmen nach § 1631 b BGB i.V. §§ 70 FGG. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien

**Evers, T./Schwabe, M.** (2006): Time-out-Räume bzw. Auszeiträume in der Jugendhilfe. In EREV-Schriftenreihe H. 4, S. 56–71

**Finkel, M.** (2004): Selbständigkeit und etwas Glück. Einflüsse öffentlicher Erziehung auf die biographischen Perspektiven junger Frauen. Weinheim und München

**Finkel, M.** (2007): Was man aus der Jule-Studie – auch heute noch – lernen kann? Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Bd. 1, ISA Münster, S. 32–40

**Freigang, W.** (1986): Verlegen und Abschieben. Zur Erziehungspraxis im Heim. Weinheim und München

**Gabriel, T.** (2001): Forschung zur Heimerziehung. Eine vergleichende Bilanzierung in Großbritannien und Deutschland. Weinheim und München

**Gabriel, T.** 2007: Wirkungen von Heimerziehung – Perspektiven der Forschung. Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Bd. 1, ISA Münster, S. 14–18

**Holler, M.** (2006): Drei Jahre Erfahrungen in der Clearingstelle der evangelischen Kinder-, Jugend- und Familienhilfe Würzburg. EREV-Schriftenreihe 4/2006, S. 45–55

**Hoops, S.** (2010): „Meine Freunde sind mir das Zweitwichtigste in meinem Leben“ – Zur Rolle der Peers in der Bearbeitung von Straffälligkeit im Kindes- und Jugendalter. In: ZJJ (Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe), 2010, Heft 1, S. 45-51

**Hoops, S.** (2009): Was hilft bei Kinderdelinquenz? Familien als Experten. Weinheim und München

**Hoops, S.** (2004): Partizipation und Zwangskontext – Mitwirkung im Spiegel der Konzeptionen von „geschlossenen Heimen“. Zentralblatt für Jugendrecht, H. 7/8, S. 274–284

**Hoops, S.** (2003): Partizipation im Zwangskontext – Mitwirkung im Spiegel der Konzeptionen von „geschlossenen Heimen“. Zentralblatt für Jugendrecht H. 7-8, S. 274-284

**Hoops, S./Permien, H.** (2008): „Wir werden dir schon helfen!“ Zwangskontexte im Rahmen von Kinder- und Jugendhilfe. In: Unsere Jugend 60/H. 3, S. 98–112

**Hoops, S./Permien, H.** (2006): „Mildere Maßnahmen sind nicht möglich!“ – Freiheitsentziehende Maßnahmen nach § 1631 b BGB in Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie. Deutsches Jugendinstitut München

**Hoops, S./Permien, H.** (2003): Evaluation des Pilotprojekts Ambulante Intensive Begleitung (AIB). DJI München

**Kähler, H.** (2005): Soziale Arbeit in Zwangskontexten. Wie unerwünschte Hilfe erfolgreich sein kann. München

**Kindler, H./Permien, H./Hoops, S.** (2007): Geschlossene Formen der Heimunterbringung als Maßnahme der Kinder- und Jugendhilfe: Eine empirische Forschungsübersicht zu Wirkungen, Alternativen und Indikationen. ZJJ H. 1, S. 40–48

**Klessinger, N./Knab, E./Macsenaere, M./Westerbarkei, A.** (2000):Praxisforschungsprojekt „Erfolg und Misserfolg in der Heimerziehung – eine katamnestische Befragung ehemaliger Heimbewohner“. Abschlussbericht. Karlsruhe

**Kriener, M. /Petersen, K.** (1999): Beteiligung in der Jugendhilfepraxis. Münster

**Lenz, K.** (1991): Prozessstrukturen biographischer Verläufe in der Jugendphase und danach. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Hermeneutische Jugendforschung. Opladen, S. 50–70

**Macsenaere, M.** (2007): Verfahren zur Wirkungsmessung in den erzieherischen Hilfen: Jugendhilfe-Effekte-Studie. Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Bd. 1, ISA Münster, S. 25–31

**Macsenaere, M.** (2009): Evaluationsergebnisse im Kontext von GU/FEM. Unveröff. Vortragsmanuskript

**Menk, S./Schneider, V.** (2005): „Warum bin ich eigentlich hier?“ Bewältigungsstrategien junger Menschen in geschlossener Unterbringung. Eine Langzeitstudie zur Evaluation eines sozialpädagogischen Kriseninterventionszentrums. Unveröff. Manuskript, Koblenz 2005

**Merchel, J.** (2008): Kinderschutz: Anforderungen an die Organisationsgestaltung im Jugendamt. In: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V. (Hrsg.): Vernachlässigte Kinder besser schützen. Sozialpädagogisches Handeln bei Kindeswohlgefährdung . München und Basel, S. 89–128

**Munsch, C.** (2007): Wirkungen erzieherischer Hilfen aus Nutzersicht. Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Bd. 1, ISA Münster, S. 41–47

**Neumann, G.** (2003): Zwang in der Erziehung: legitimes Mittel oder schwarze Pädagogik? In: Evangelische Jugendhilfe H. 3, S. 150–158

**Oelkers, N./Otto, H.-U./Schrödter, M./Ziegler, H.** (2008): „Unerziehbarkeit“ – Zur Aktualität einer Aussonderungskategorie. In Brumlik, M.: Ab nach Sibirien? Wie gefährlich ist unsere Jugend? Weinheim/Basel, S. 184–216

**Otto, H.-U.** (2007): Zum aktuellen Diskurs um Ergebnisse und Wirkungen im Feld der Sozialpädagogik und Sozialarbeit – Literaturvergleich nationaler und internationaler Diskussion. AGJ Berlin

**Pankofer, S.** (1997): Freiheit hinter Mauern. Mädchen in geschlossenen Heimen. Weinheim und München

**Permien, H.** (2010): Freiheitsentziehende Maßnahmen in der Kinder- und Jugendhilfe – Kultur aus der Unkultur? In: Dörr, M./Herz, B. (Hrsg.): „Unkulturen“ in Bildung und Erziehung. Wiesbaden

**Permien, H.** (2009): „Geschlossene Unterbringung“ in der Jugendhilfe statt „Warten auf den Knast“? In: Bindel-Kögel, G./Karliczek, K.-M. (Hrsg.): Jugendliche Mehrfach- und „Intensivtäter“. Berlin, Lit-Verlag, S. 169–187

**Permien, H.** (2007): „Mit der Zeit merkt man, dass die (Betreuer) nicht unsere Feinde sind!“ Wirkungsstudie des DJI-Projekts. Dialog Erziehungshilfe H. 4, Themenheft: Freiheitsentziehende Maßnahmen, S. 17–27

**Permien, H.** (2006): „Es war Schocktherapie“ – Wirkungen und Nebenwirkungen freiheitsentziehender Maßnahmen aus der Sicht der Jugendlichen. EREV-Schriftenreihe H. 4, S. 8–30

**Peters, F.** (2005): Geschlossene Unterbringung: Die Position der IGFH. Forum Erziehungshilfen 11, S. 215–219

**Pluto, L.** (2007): Partizipation in den Hilfen zur Erziehung. DJI München

**Rätzsch-Heinisch, R.** (2006): Was tun mit schwierigen Jugendlichen! Sozialpädagogische Zugänge zur Initiierung gelingender Lernprozesse in der Jugendhilfe. In: Witte, M.D./Sander, U. (Hrsg.): Erziehungsresistent? „Problemjugendliche“ als besondere Herausforderung für die Jugendhilfe. Baltmannsweiler, S. 53–68

**Schleiffer, R.** (2005): Über Bindungsbeziehungen im Heim. Forum Erziehungshilfen H. 2, S. 113–118

**Schleiffer, R./Müller, S.** (2002): Heimkinder haben Schwierigkeiten, sich zu binden. Neue Caritas, H. 20, S. 24–31

**Schneider, V.** (2006): Erfahrungen und Bewertungen freiheitsentziehender Maßnahmen aus der Sicht junger Menschen. EREV-Schriftenreihe, H. 4, S. 31–44

**Schone, R.** (2001): Familien unterstützen und Kinder schützen – Jugendämter zwischen Sozialleistung und Intervention. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf (Hrsg.): Jugendämter zwischen Hilfe und Kontrolle. Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf München, S. 51–89

**Schone, R.** (2008): Kontrolle als Element von Fachlichkeit in den sozialpädagogischen Diensten der Kinder- und Jugendhilfe. Expertise im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe. AGJ. Berlin

**Schwabe, M.** (2008): Zwang in der Heimerziehung? Chancen und Risiken. München und Basel

**Schwabe, M.** (2009): Systemtheoretische Überlegungen zu Gehorsam, Zwang und Autonomie beim Militär, in Justizstrafanstalten und in Einrichtung mit freiheitsentziehenden Maßnahmen. Unveröff. Vortragsmanuskript

**Späth, K.** (2006): Gesetzliche Regelungen für die Genehmigung und Anwendung freiheitsentziehender Maßnahmen und ihr Bezug zur UN-Kinderrechtskonvention. EREV-Schriftenreihe 4/2006, S. 99–104

**Späth, K.** (2009): Vorgaben der UN-Kinderrechtskonvention für freiheitsentziehende Maßnahmen in der Jugendhilfe. In: IzKK-Nachrichten H. 1, S. 38–42

**Stadler, B.** (2005): „Therapie unter geschlossenen Bedingungen – ein Widerspruch?“ Eine Forschungsstudie einer Intensivtherapeutischen individuell-geschlossenen Heimunterbringung dissozialer Mädchen am Beispiel des Mädchenheims Gauting. Dissertation an der Humboldt-Universität, Berlin

**Stoppel, M.** (2006): LVR Rheinland (Hrsg.): Pädagogik und Zwang – Minderjährigen-Rechte und Freiheitsschutz. 5. Auflage 2006

**Sülzle-Temme, K.** (2007): Geschlossen untergebrachte Jugendliche: Ausgangssituation, Ziele, Verläufe und Ergebnisse von Hilfeplanungen und deren Umsetzung. Dissertation an der Universität Hannover.

**Wensierski, P.** (2006): Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik. München

**WHO – World Health Organisation** (1994): Life Skills Education in Schools. Who, Genf 1994

**Wiesner, R.** (2002): Freiheitsentziehung in pädagogischer Verantwortung? In: EREV-Schriftenreihe, H. 3: Wenn Pädagogik an Grenzen stößt. Freiheitsentziehende Maßnahmen in der Jugendhilfe und die Rechte von Kindern und Jugendlichen, S. 90−105

**Winkler, M.** (2008): FM aus der Sicht der Pädagogik. AWO-Bundesverband (Hrsg.): Freiheitsentziehende Maßnahmen in der Jugendhilfe. Experten-/innenanhörung. Schriftenreihe Theorie und Praxis 2008, AWO Berlin, S. 15−22

**Winkler, M.** (2006): Vom Mythos in der Realität und der Realität im Mythos. Widersprüchliche Überlegungen zu freiheitsentziehenden Maßnahmen. In: Witte, M./Sander, U. (Hrsg.): Erziehungsresistent? Problemjugendliche als besondere Herausforderung für die Jugendhilfe. Baltmannsweiler, S. 231−260

**Wolf, K.** (2007): Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich von Wirkungen und „wirkmächtigen" Faktoren aus Nutzersicht. Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Bd. 4, ISA Münster

**Wolf, K.** ( 1999): Machtprozesse in der Heimerziehung. Münster

**Wolffersdorff**, v. C./Sprau-Kuhlen, V./Kersten, J., (1996): Geschlossene Unterbringung in Heimen. Kapitulation der Jugendhilfe? Weinheim und München

Deutsches Jugendinstitut
Nockherstr.2
81541 München
Telefon +49(0)89 62306-0
Fax +49(0)89 62306-162
www.dji.de